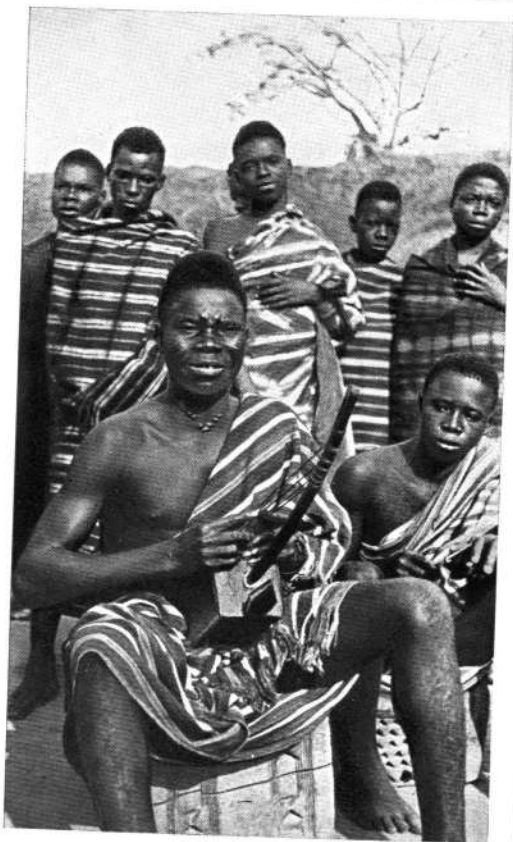


AURA POKU

»DAS GESICHT DER VÖLKER«

Westafrikanischer Kulturkreis

Dichtung der Baule



Ein Märchensänger

AURA POKU

Mythen, Tiergeschichten und Sagen
Sprichwörter, Fabeln und Rätsel

Auf einer völkerkundlichen Forschungsreise
an der Elfenbeinküste aufgenommen
und in Auswahl herausgegeben von

Dr. Dr. HANS HIMMELHEBER

AF Ng 140
3

IM ERICH RÖTH-VERLAG / EISENACH

Zweite Auflage
Siebentes bis elftes Tausend

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
Copyright 1951 by Erich Röth-Verlag, Eisenach
Lizenz-Nummer 364 — 470/11/55
Aus der Excelsior-Antiqua gesetzt und gedruckt
in den Graphischen Werkstätten
des Erich Röth-Verlages, Eisenach

IM HINTERLAND DER ELFENBEINKÜSTE, dort, zwischen den Strömen Nzi und Bandama, wo die Savanne von Norden her wie ein breiter Keil in den südlichen Urwald stößt, liegt das Land der schwarzen Königin Aura Poku — das Land der Baule. Es ist ein offenes Grasland mit Flecken und Strichen von Wald an den zahlreichen Wasserläufen, mit Palmen auf den weiten grasigen Flächen, ein Land von großer Lieblichkeit.

Der geographischen Lage zwischen dem 5. und 14. Grad nördlicher Breite entsprechend, zerfällt das Jahr in eine Trocken- und eine Regenzeit. Es hat ein heißes und ungewöhnlich feuchtes Klima.

Die Baule gehören nach Sprache und Kultur zu einer großen Gruppe von Negervölkern an der Elfenbein- und Goldküste, deren bekanntestes Glied die Aschanti sind. Sie sind der westlichste Vorposten der berühmten kunstsinnigen Negerkulturen Westafrikas, wie Benin, Yoruba, Dahome, zwischen den urtümlicheren Stämmen der Kru- und Mande-fu-Gruppen an der westlichen Elfenbeinküste.

Die Baule sind Bauern. Sie pflanzen vor allem die große Knollenfrucht Yams, die gekocht und in einem Holzmörser zu einem zähen Kloß gestampft wird. Dazu gibt es Palmöl und meist auch etwas Gemüse und Fleisch von einem Huhn oder Affen.

Wir treffen ihre Dörfer in Abständen von etwa einer Stunde in den Waldflecken. Meist zählen sie zweihundert bis dreihundert Einwohner. Die Häuser sind langgestreckt, mit Lehmwänden und Strohdächern. Sie enthalten einige kleine Räume und eine offene Terrasse, auf der man tagsüber im luftigen Schatten sitzt, arbeitet, plaudert und ißt. Jede Familie hat mehrere solcher Hütten, die durch einen Palisadenzaun zu einer Einheit verbunden sind die sich gut verteidigen läßt, denn die Häuser öffnen sich nur nach der Hofseite.

Irgendwo bemerkt man, in den Zaun eingebaut, eine kleine Kabine: das ist der Waschplatz. Da-

hin zieht man sich des Abends mit einem großen Topf voll warmen Wassers zurück, um sich zu baden — denn die Baule sind sehr reinliche Leute. Ihr tägliches Leben nach ästhetischen Gesichtspunkten zu gestalten, ist ihnen Bedürfnis. »Wenn der abendliche Yamskloß aufgetragen wird, so sollst du hübsch vom Rande nehmen und nicht in der Mitte herumbohren, sonst würde der Kloß nicht mehr schön aussehen.« Gerne erzeigen sie ihren Mitmenschen ritterliche Höflichkeiten. Die Häuptlinge begleiteten mich stets ein Stück Wegs, wenn ich ihr Dorf verließ. Einmal bemerkte ich den Häuptling noch in meinem Troß, als wir schon weit marschiert waren. Ich forderte ihn auf umzukehren, aber er weigerte sich. Schließlich gelangten wir an einen Fluß. »Siehst du jetzt, weshalb ich so weit mitgekommen bin?« sprach der Häuptling, »ich will dich selbst über diesen Fluß tragen«.

Unter den afrikanischen Stämmen sind die Baule einer der kunstfertigsten. Viele ihrer Geräte arbeiten sie als Kunstwerke: Trommelschlegel, Fliegenwedel mit über und über fein ornamentierten Griffen, Salbgefäße, Löffel, deren Stiel in ein Köpfchen oder ein Tier ausläuft und deren schmiegsame Form an sich schon ein Kunstwerk ist. Die Metallgewichte, mit denen sie ihren Goldstaub wiegen, sind zu kleinen Figürchen gegossen: Skorpione, Fische, Gazellen, Büffel mit kleinen Kuhreihern auf dem Rücken.

Die Baule sind Meister im Tanz und Gesang. Sie führen sogar kleine Singspiele auf. Da kommen zwei unter riesigen Büffelmasken verborgene Tänzer auf den Dorfplatz. Zwei Vorsänger schreiten tänzelnd auf sie zu und fordern sie singend zum Tanzen auf. Die Büffel willfahren und tanzen zur Musik des Chors, der Trommeln und der Rasselkalebassen; aber plötzlich halten sie verdrossen inne, als spiele man nicht gut genug für sie. Sie wenden sich und schreiten gravitatisch vom Tanzplatz weg und tun so, als knabberten sie das Stroh an einem Hüttendache ab. Die Vor-

sänger nahen sich ihnen bittend, versprechen, nun bestimmt für gute Musik zu sorgen. und schließlich lassen sich die Büffel bewegen und werden im Triumph von allen Musikanten zum Tanzplatz zurückgeführt.

Nicht minder pflegen sie die Dichtkunst. Ständig entstehen neue Lieder. Das beliebteste Lied, das man zu meiner Zeit im ganzen Bauleland sang, war kurz zuvor von einer Frau erdacht worden. Ihr Mann war an die Küste gezogen, um dort Geld zu verdienen. Nun sehnte sie sich nach ihm und sang:

»Wenn immer ich hinausgehe vor das Dorf
und sehe einen Stein
oder einen Baum in der Ferne,
so denke ich,
es ist mein Mann.«

Auch heute noch gibt es fahrende Sänger, die mit einer kleinen Musikantenschar von Dorf zu Dorf ziehen und ihren Lebensunterhalt als vornehme Künstler verdienen, ohne Bauernarbeit zu tun. Der Sänger Kokoatje, der sich auf einer Baule-Laute begleitete, begann seine Darbietungen, indem er mit der Stimme eine Trommel nachahmte und dann sang:

»Früher spielte man die Laute
zusammen mit der Trommel zum Tanz.
Heute kann nur noch ich sie zu meinen Ge-
schichten spielen.
Ich bin ein junger Mann,
meine Laute ist schön,
wegen meiner Laute habe ich keine Pflanzung
angelegt,
wegen meiner Laute habe ich jetzt nichts zu
essen.«

Ein anderer Spielmann sang mit mehr Selbstbewußtsein:

»Als junger hübscher Lautenspieler
mache ich keine Pflanzung.«

Kokoatje sang uns dann eine Reihe von kurzen Liedchen, deren besonderer Reiz darin bestand,

daß die Pointe nicht ganz offen zutage lag, sondern der Zuhörer eine kleine Denkarbeit zu leisten hatte, um sie zu sehen. Entsprechend wird das Ende meist nicht mit spontanem Lachen quittiert, sondern mit Gemurmel. Das in dem Maße langsam anschwillt, in dem den Zuhörern der Witz des Geschichtchens dämmert:

»Die fliegenden Füchse¹ stritten sich einmal, als sie an ihrem Baum hingen, weshalb man eigentlich vor dem Leoparden solche Angst habe.

Einer sagte: ‚Wegen seiner feurigen Augen.‘

Ein zweiter: ‚Wegen seiner scharfen Zähne.‘

Ein dritter: ‚Wegen seines langen Schwanzes.‘

Ein vierter: ‚Wegen der vielen Augen, die er auf seinem Fell hat.‘

So stritten sie mit großem Geschrei, bis plötzlich ein Leopard aus dem Busch trat. Und all die fliegenden Füchse flohen, ohne zu fragen, warum.«

Kokoatje sagte: »Alles was ich spreche, spricht die Laute auch.« Und bisweilen sang er mitten in seine Erzählung hinein:

»Ja, meine kleine Laute,

die singt so schön

wie keine zweite im ganzen Land.«

Andere fahrende Sänger verstehen es, in großen Verhandlungen die Reden ganz in Sprichwort-Bilder aufzulösen und so die Sprache in die Sphäre der Kunst zu erheben.

Die Baule habe ich im Jahre 1933 kennengelernt, als ich an der Elfenbeinküste eine Studie über die Schnitzkünstler bei den Negeren schrieb. Ich war überrascht, eine Kultur vorzufinden, die in ihrer Gediegenheit und Verfeinerung den besten afrikanischen Kulturen, etwa der der Bakuba im belgischen Kongo, nahekommt. Um mich gründlicher mit ihr zu befassen, unternahm ich 1934 bis 1935 eine zweite Expedition in dieses Gebiet, diesmal begleitet und trefflich unterstützt von Martin Lippmann. Auf dieser Reise wurden

¹ Riesenfledermäuse.

mir die Mythen und Märchen, Fabeln, Sagen und Sprichwörter erzählt, von denen diese Sammlung nur etwa ein Drittel enthält. Ich habe sie gemeinsam mit einem Dolmetscher, Kuami aus Bouake, aufgenommen und bin bestrebt gewesen, sie möglichst originalgetreu wiederzugeben.

Ich habe sie fast alle von alten Leuten erzählt bekommen, und zwar nur von Männern. Sie kamen abends zu mir ins Gehöft, das der Häuptling den Gästen zur Verfügung stellte, saßen auf der halb-offenen Veranda des Baulehauses, flackernd beleuchtet von der Sturmlaterne, die neben meinem Schreibblock stand, und erzählten. Neben ihnen im Halbkreis saßen die Vornehmen in ihren reich verzierten blau-weißen Gewändern, dahinter stehen die große Zahl der Zuhörer, dicht gedrängt, aber mäuschenstill.

Wie bei uns der Märchenerzähler besonders in der Spinnstube willkommen war, so erzählen auch die Baule ihre Geschichten gerne, wenn die Mädchen beim Spinnen auf der Terrasse beisammen sitzen. Dann kommen die Burschen herzu, kauern sich auf den Rand des Lehmsockels an die Hauspfähle gelehnt, und erzählen, während die Mädchen aus großen Körben die Baumwolle zerzipfen und die Spindel auf dem Boden tanzen lassen. Nur in der Zeit, in der man die Pflanzung bestellt, gibt es keine Geschichten. »sonst werden die Erzähler von Samnanggangang und Kakatikangbe, den Buschkobolden, geholt.«

Auf meiner fünften völkerkundlichen Expedition, in Liberia, im Jahre 1949/1950, habe ich wieder über hundert Geschichten aufgezeichnet, aber keine einzige kann sich mit diesen Prosadichtungen der Baule messen. Man darf also nicht annehmen, daß »Negermärchen eben so seien« wie diese hier. Die Baule dichtung ist wie die Plastik dieses Stammes die Frucht eines echten Künstlervolkes.

Die Mythen und Fabeln der Baule spielen alle zur Zeit der ersten Menschen im Himmel oder »damals«, als die Tiere noch wie Menschen in Dör-

fern beisammen wohnten. Und weil man solche Geschichten besonders bei den nördlichen Aitutu und bei den Nanafue erzählt, so, glaubt man, sei auch der erste Mensch in deren Land zur Erde herabgestiegen. Dieser habe die Geschichten alle miterlebt und sie seinen Söhnen erzählt — und so seien sie weitergegeben worden bis auf den heutigen Tag. Diese Geschichten sind für die Baule durchaus wahre Begebenheiten, sie haben sich nach ihrer Meinung alle so zugetragen. Manchmal sollen allerdings auch heute solche Erzählungen noch erdacht werden, und zwar von Jägern, die sie ersinnen, wenn sie tagelang im Busch herumstreifen, die Tiere belauschen und sich Gedanken machen über deren Eigenheiten.

In der Tat sind die meisten Erzählungen Tiergeschichten. Viele erklären eine besondere Eigenheit eines Tieres oder seinen Wohnort, manche auch die Entstehung eines Brauches. Am verbreitetsten aber ist die Tierfabel von der Art unserer Reinecke Fuchs-Geschichten. Bei den Baule ist die Spinne das »schlaue Tier«. Sie ist häßlich und schwach, dafür aber ungemein verschlagen. Durch den Gegensatz von Schwachheit und Schläue ist sie für ihre Rolle geschickter gewählt als der nur schlaue Fuchs. Vielleicht verdankt die Spinne diese ihr zugeschriebene Rolle der Erfahrung, daß die körperlich Schwachen sich oft geistig über ihre Mitmenschen erheben: Zauberer, Schamanen, ebenso aber auch Künstler und Heilkundige sind in vielen Fällen Schwächliche, Bucklige oder Lahme.

Auch das »kluge Kind« spielt eine ähnliche Rolle, indem es trotz seiner Schwachheit die Erwachsenen an Klugheit übertrifft oder gefährliche Tiere überlistet.

Viele Stämme in Westafrika glauben an die Existenz eines obersten Gottes. Es ist oft berichtet worden, dieser Gott sei ihnen sehr fern, nur ein geschichtlicher Begriff etwa, dem sie keine Opfer brächten, zu dem sie nicht beteten und der sich auch nicht um das Verhalten der Menschen

bekümmere. Für die Baule trifft dies alles nicht zu: sie sprechen mit Niamye, opfern ihm oder bringen Assie, seiner Frau, ihre Gaben, daß sie diese weitergebe; und sie werden auch von ihm bestraft und belohnt. In ihren Geschichten ist Niamye sehr lebendig. Er wird wie ein großer Häuptling, mit manchmal sehr menschlichen Eigenschaften dargestellt. Niamye schenkt ihnen ein hohes Alter, wenn sie rechtlich leben; aber im Zorn schleudert er scharfe Steine im Gewitter zur Erde. Es sind geschliffene Steinwerkzeuge, die von den Baule in ihrem Land beim Bestellen der Pflanzungen gefunden werden. Um der ihnen innewohnenden Kraft teilhaftig zu werden, hängen sie sich die Steine als Amulette um den Hals, oder sie kochen sie in Wasser aus und waschen sich mit der gewonnenen »Kraftbrühe« ab.

In der Minderzahl sind einfache Geschichten oder Märchen, die vom Geschick einiger Menschenkinder erzählen; manche enthalten kleine Lieder in der »Sprache« der Tiere.

MYTHEN, TIERGESCHICHTEN
ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN

Wie Gott die Welt erschuf und wie die Baule auf die Erde kamen

Als die Gliedmaßen noch selbständige Lebewesen waren

Geschichten aus der Zeit der ersten Menschen und Tiere

Wie es zum heutigen Aussehen und zu den Gewohnheiten der Tiere kam

Weshalb viele Tiere von den Menschen fortgewandert und in den Busch gezogen sind

Spinnengeschichten

Die Geschichten von der Hyäne

Wie diese und jene Gewohnheit entstanden ist

Geschichten vom klugen Kind

Liebesgeschichten

WIE GOTT DIE WELT ERSCHUF
UND WIE DIE BAULE AUF DIE
ERDE KAMEN



Am Anfang der Welt gab es nur die Götter-Mutter. Man weiß von ihr nur, daß sie im Himmel war und Niamye, den höchsten Gott, und seinen jüngeren Bruder Anan-gama gebar. Das ist schon lange, lange her.

Niamye schuf sich und dem Bruder eine Frau; die eigene nannte er Assie, den Namen der Schwägerin kennt man nicht.

Ebenso entstanden durch Gottes Hand im Himmel die Menschen, die Tiere und die Geister. Dort lebten sie nun lange Zeit und vermehrten sich — auch Gott und seine Frau bekamen sehr viele Kinder — bis es im Himmel zu eng wurde.

Da machte Gott die Erde. Er formte sie kreisrund aus Staub, den er mit Wasser mischte, und legte sie in den großen Sumpf Nemye, der unter dem Himmel war und noch heute die Erde rings umgibt.

Am Anfang war die Erde nur ein Schlamm-
brei, und erst allmählich trennten sich Wasser
und Erde. Das weiß man aus der Geschichte
vom Frosch und dem Chamäleon. Die beiden
stritten sich darüber, wer von ihnen zuerst
auf die Erde herabgestiegen sei. »Als ich an-
kam«, sagte das Chamäleon, »war die Erde
noch ganz schlammig, daß man kaum drauf
gehen konnte. Da habe ich die Gewohnheit
angenommen, meine Füße immer so behutsam
einen vor den anderen zu setzen, und das tue
ich heute noch.« — »Als ich herunterstieg«,
meinte der Frosch, »da war ja überhaupt noch
kein Wasser da. Man begann gerade erst, die
Erde mit Wasser einzuebnen, und es gab nur
da und dort einen Haufen Schlamm, dazwi-
schen aber waren große Löcher und Spalten.
Damals habe ich mir das Hüpfen angewöhnen
müssen.« So ist also der Frosch vor dem Cha-
mäleon auf die Erde gekommen.

Als dann die Erde trocken war, schickte Gott
seine Frau Assie hinunter, damit sie fortan
dort regieren sollte. Daher glauben manche
Leute, Assie sei zuerst auf der Welt gewesen
— das stimmt aber nicht; es ist nur so, wie
wenn man jemand in ein anderes Dorf vor-
ausschickt. Assie brachte die Bäume mit —
die anderen Pflanzen sind gleich von selbst
aus der Erde gewachsen.

Danach machte Anangama, Gottes Bruder, eine
lange Kette, die war sehr stark und hatte
an dem einen Ende zwei Schlingen, in die
man mit den Füßen treten konnte. Daran ließ
er nun die Menschen und alle Tiere auf die
Erde hinunter: erst einen Mann, dann eine
Frau, und so machte er es bei jedem Menschen-
volk, das er im Himmel hatte, ein jedes an sei-

nen Platz. Und jedem Menschengeschlecht gab er
ein Paar von allen Tieren, zuerst das Huhn,
dann den Hahn; diese machten eine Ausnahme,
denn bei den anderen Tieren kam, wie bei den
Menschen, zuerst das Männchen.

Damals kamen auch die ersten Baule auf die
Erde. Und von ihnen stammen auch die Fanti
und die Zema und die Anyi ab. Unsere Königin
Aura Poku war ein unmittelbarer Nachkomme
dieser ersten Menschen, und wenn man von
ihnen spricht, sagt man bisweilen: die Ureltern
der Aura Poku.

In diesen ersten Zeiten lebten die Menschen
und die Tiere zusammen in großen Dörfern,
und die Tiere hatten ebensolche Häuser wie
die Menschen. Später aber mußten sie in den
wilden Busch fliehen. Da leben sie heute noch.

Die Menschen wußten noch fast gar nichts,
und Anangama mußte erst aus dem Himmel
herunterkommen und ihnen zeigen, wie dies-
es und jenes gemacht wird. An der Stelle,
an der er herunterstieg, nicht weit von Sa-
kassu, ist sein Fuß in einen Felsen einge-
gedrückt. Er hat nur einen linken Fuß, denn
man sieht nur diesen.¹

Als Anangama wieder im Himmel war, mußte
er seine Frau auf die Erde schicken, um die
Menschen zu belehren, denn sie wußten über
ganz natürliche Dinge nicht Bescheid, worüber
es die allerkomischsten Geschichten gibt. Nur
mit ihren Krankheiten wurden sie auch dann
noch nicht fertig. Da sandte Niamye, der ihnen

¹ Ich habe die Stelle aufgesucht. Es sind etwas eigen-
artige Vertiefungen in einem mächtigen Felsblock zu
sehen, die durch eine Auskristallisierung hervorgerufen
worden sind und nicht die geringste Ähnlichkeit mit
Fußeindrücken haben.

helfen wollte, den ersten Geist auf die Erde. Das war Mbla. Der ist sehr mächtig und gut.

So wäre es wohl gut gegangen auf der Erde, wenn nicht Niamye nun auch alle die anderen Geister zu den Menschen geschickt hätte. Diese Geister hatten sich nämlich im Himmel schlecht aufgeführt, und da dachte Niamye, sie würden auf der Erde vielleicht besser werden und wie Mbla den Menschen Gutes tun. Aber sie wollten nur ihre Späße treiben, denn es waren furchtbar böse Geister.

Nach einiger Zeit sah Gott, wie die Menschen da unten auf der Erde miteinander Krieg zu führen begannen und überhaupt viel Schlimmes geschah. Er fürchtete, auch seiner Frau könne etwas geschehen, und weil er ein starker Mann war, ging er selbst auf die Erde hinab und schickte Assie in den Himmel zurück. Da war sie nun die mächtigste Gottheit, da sie ja am höchsten saß.

Mit der Zeit aber zeigte sich, daß Assie sich viel Schlechtes angewöhnt hatte: sie ließ ihre Abfälle auf die Erde herunterfallen und den Schmutz, den der Regen abwusch, herabfließen, mitten in Niamyes Essen hinein. Als er es schließlich gar nicht mehr aushalten konnte, schlug Niamye vor, Assie solle sein Reich auf der Erde und er wolle ihr Reich im Himmel besuchen, um zu sehen, wie es jetzt dort aussehe. Assie war einverstanden. Als aber Niamye wieder im Himmel war und Assie auf der Erde, da sagte Niamye: »So — so bleibt es jetzt!« Und seither hat er den Himmel nicht wieder verlassen.

Da sitzt er nun und regiert. Aber wenn die Menschen nicht in Frieden leben und böse

sind, wirft er mit seinem Donnerkeil nach ihnen und macht sie krank. Um kleine Dinge aber kümmert er sich gar nicht. Er sitzt nur da und tut nichts — wie der Gouverneur. Alle Leute im Himmel dienen ihm. Es ist wie bei einem großen Häuptling — wenn er etwas anordnet, sagt man nur »Ja, ja, Herr« und beeilt sich, den Auftrag auszuführen. Diese Diener aber, die Niamye hat, befehligt Anan-gama, Gottes jüngerer Bruder. Der ist sehr stark.

Assie wohnt noch immer auf der Erde, doch nicht in der Mitte, weil sie sich dann mit Niamye nicht treffen könnte, sondern weit hinten an ihrem Rande, noch jenseits des großen Sumpfes Nemye, in den am Abend die Sonne taucht. Auch der Mond wohnt dort. Himmel und Erde kommen da, wie man sehen kann, nahe zusammen, und gerade über dieser Stelle wohnt der Gott Niamye. Eine Leiter führt zu ihm hinauf. Niamye und Assie haben viele Kinder, die alle im Himmel wohnen. Ihre Namen kennt man nicht; es sind eben Häuptlingskinder — Nichtstuer.

Auch der Mond ist ein Sohn Gottes; darum heißt er Niamye-ba. Wer seine Mutter war, weiß man nicht. Vielleicht ist es der Sumpf. Der Mond ist eigentlich immer rund; aber man sieht es nicht. Manchmal bewirft ihn der Wind mit Schmutz, und da kann man nur das eine Ende sehen. Der Mond muß sich jeden Morgen solange baden, bis er wieder ganz sauber ist — und dann kommt der Wind wieder, um ihn erneut zu beschmutzen. Manche Leute sagen, es gebe viele Monde und Gott lasse sie nach ihren Reisen immer erst eine Weile ausruhen. Darum sehe man immer nur

einen Mond. Aber wie das nun wirklich ist, weiß keiner.

Man weiß nicht einmal, ob der Mond ein Mann ist oder eine Frau — er ist die Lampe für Niamye. Die Sonne aber ist ein Feuer. Manchmal sieht man sie nicht. Und den Mond auch nicht. Dann wandern sie im Himmel ihren Weg zurück und leuchten dort; und am Abend taucht die Sonne in den Sumpf und wird rot. Manchmal bekommen sie auch Streit, der Mond und die Sonne. Jedesmal, wenn sie von verschiedenen Seiten kommen, streiten sie sich. Da sagt die Sonne: »Warum kommst du hier vorbei?« Und der Mond antwortet: »Das ist mein Weg, geh weg!« Und dann streiten sie sich. Manchmal geht dann die Sonne am Mond vorbei und manchmal der Mond an der Sonne. Da wird es ganz finster — und überall muß man die Trommeln schlagen, weil es sonst keinen Tag mehr gibt.

Die Sonne sagte eines Tages zum Mond, als sie frühmorgens miteinander aufgingen: »Wir wollen jetzt zusammen meine Mutter töten und auffressen, und wenn wir heute abend am anderen Ende der Welt ankommen, töten wir deine Mutter und fressen sie auch auf. Dann haben wir unsere Ruhe.« Der Mond war einverstanden, und also fraßen sie die Sonnenmutter. Als sie aber am Abend bei der Mondmutter ankamen, sagte der Mond: »Nein, das ist meine Mutter, die hat mich geboren, die töte ich nicht.« Daher kommt es, daß die Sonne jetzt jeden Tag arbeiten muß, indem sie von früh bis spät die Erde beleuchtet, während der Mond nicht immer da ist, weil er oft bei seiner Mutter zum Essen sein darf.

Die Sterne sind auch Lampen, aber sie sind kleiner als der Mond. Niamye hängt sie jeden Abend am Himmel auf und zündet sie an, wenige, wenn er müde ist, aber wenn er vergnügt ist und zufrieden mit den Menschen, dann sind es unzählig viele. Wenn es dann Morgen werden will, werden die großen ausgelöscht, die braucht man dann nicht mehr, aber die kleinen leuchten noch viel länger.

Niamye hängt die Sterne immer an der gleichen Stelle auf. Manche aber wandern auch wie die Sonne und der Mond und haben ihren Weg, aber am Tage leuchten sie nur für Niamye.¹

Die Wolken sind die Decken Niamyes. Sie fliegen ganz schnell, wenn es Regen gibt. Damit zeigt er den Menschen an, daß sie acht haben sollen. Unten sind sie weiß und oben rot. Wenn Wolken kommen, dann bedeutet es, daß Niamye mit den Menschen zufrieden ist und ein Fest feiern will.

Die Erde selbst ist rund und ganz von Sumpf umgeben. Dahinter ist das Land der Buschgeister. Unter der Erde ist immer nur Erde, so tief man auch gräbt; was dann kommt, weiß man nicht.

Manchmal sieht man den Regenbogen. Das ist die große Woi-Schlange. Ein Jäger von Assabonu kam einmal in den Wald, da sah er, wie sie von einem Baume herunterhing und den Kopf hin und her drehte. Ihr Maul war groß

¹ Die ganz hellen Sterne nennt man »Die Sterne der Büffel«, weil sie gerade genügend Licht zur Büffeljagd geben, während der Mondschein zu hell setz würde. Jene Sterne, die wie aufgereiht aussehen (Orion), sind die Oipalme Niamyes. — Ein großer Stern mit sechs kleinen dabei heißt »Das Huhn mit seinen Jungen«. — Diese drei Sterngruppen sind die ältesten Sterne. Die anderen haben keine Namen.

und sie hatte eine lange Zunge und machte hrhrhr. Und er sah, daß die ganze Erde rot war. Er floh vor der Schlange, und als er aus dem Walde kam, sah er den Regenbogen. Seitdem weiß man, daß der Regenbogen der Atem der roten Schlange ist. Und wenn gleichzeitig Regen fällt, dann ist das der Speichel der Schlange. Die Kinder müssen dann ins Haus, denn solcher Regen macht sie krank, bringt ihnen den Aussatz. Man darf auch nicht auf den Regenbogen deuten: der Aussatz frißt dann die Hand ab. Man muß die Hände auf den Rücken legen und darf höchstens mit dem Kopf nach dem Regenbogen hinweisen.

Die Sternschnuppen sind schlimme Zeichen; sie bedeuten Krieg. Manche halten die Hände vor die Augen, um sie nicht zu sehen; andere meinen, es seien nur fallende Lampen Niamyes.

ALS DIE GLIEDMASSEN NOCH SELBSTÄNDIGE LEBEWESSEN WAREN

Wie der Mond an den Himmel kam,
und warum heute der Arm tun muß,
was der Mund befiehlt

Zu der Zeit, als die Erde noch im Entstehen war, da waren der Arm, der Fuß und der Mund selbständige Lebewesen. Sie waren Kameraden und gingen oft zusammen spazieren. Eines Tages kamen sie dabei an einen Sumpf, der als unheimliches Wasser bekannt war. Wer sich hineinwagte, kam nie mehr zurück.

Der Mund sah einen schönen Fisch darin schwimmen. Weil er weder Pfeil noch Bogen hatte, bat er den Arm um diese Waffen, schoß, fehlte aber und der Pfeil ging verloren.

Der Arm wußte wohl, daß verloren war, wer in den Sumpf stieg. Aber er haßte den Mund heimlich und wollte ihn töten. So sagte er: »Du hast meinen Pfeil verloren, geh' hinein und hole ihn!«

»Verzeih mir«, antwortete der Mund, »ich will nach Hause gehen und die Geschichte meiner Mutter erzählen, dann wird dir meine Familie den Pfeil ersetzen. Aber in diesen Todessumpf kann ich nicht hinein.«

»Und ob du in das Wasser gehen wirst!« rief der Arm. »Meinen Pfeil will ich, kein Geld!« »Nun, laß uns doch jetzt einmal ins Dorf gehen«, bat der Mund, »hernach werden wir schon sehen.«

Da gingen sie zusammen heim. Alle Verwandten des Mundes gingen zum Arm und baten ihn um Verzeihung. Sie würden ihm den verlorenen Pfeil gut bezahlen. Aber der Arm blieb hart: er wolle seinen Pfeil, das sei sein gutes Recht.

Als alles Bitten vergebens war, sprach der Mund: »So werde ich in den Sumpf gehen und ihn suchen.«

Er ging und stieg in das Wasser. Als er ganz tief bis auf den Grund untergetaucht war, kam er an ein großes Dorf. Ein schrecklicher Teufel kam auf ihn zu und sagte: »Was kommst du zu uns herunter? Weißt du nicht, daß wir alle Wesen töten, die sich hierher verirren? Niemand ist noch von uns zurückgekehrt. Was wolltest du hier?«

»Ich habe den Pfeil des Armes verloren und kam, ihn zu suchen«, antwortete der Mund.

Da wurde der Teufel freundlicher, denn er merkte wohl, daß der Mund ein armer Tropf war, den man hierher geschickt hatte, um ihn töten zu lassen. »Wenn es bloß deswegen ist«, sagte er, »so will ich dich laufen lassen. Geh in das Haus dort, da findest du deinen Pfeil und außerdem allerhand Spielsachen, davon nimm dir etwas zum Andenken mit!«

Der Mund ging in das Haus. Da sah er mehrere Monde stehen (damals gab es noch keinen Mond am Himmel). Er nahm einen von diesen und seinen Pfeil, der auch zu den Spielsachen gekommen war.

»Hier, das würde mir sehr gut gefallen«, sagte er zu dem alten Teufel und zeigte ihm den Mond.

»Gut, so nimm es mit«, antwortete dieser.

Auf dem Rückweg kam der Mund in die Nacht, und da sah er, daß sein Mond heller als die schönste Lampe leuchtete. Alles konnte er sehen, ringsum und weithin, fast wie am Tage.

Am andern Morgen ging er zum Arm. »Da hast du deinen Pfeil«, sagte er höhnisch. »Du hast wohl gedacht, sie würden mich dort töten? Aber da bin ich, und habe dabei von den Teufeln das schönste Geschenk bekommen, das man sich vorstellen kann.«

Als man sich am Abend zum Tanzen versammelte, kam der Mund mit seiner herrlichen Lampe und stellte sie auf die Erde, so daß der ganze Dorfplatz erleuchtet wurde.

Wie der Arm das Wunder sah, ging er hin und wollte es greifen. Die Lampe aber flog auf ein Dach.

»Paß doch auf«, schrie der Mund, »laß meine Lampe nicht fortfliegen. Hol' sie sofort wieder herunter!«

Der Arm stieg auf das Dach, aber als er nach der Lampe griff, flog sie auf und davon, immer höher, immer höher — bis hinauf an den Himmel. Da wurde die ganze Erde hell, und seither sehen die Menschen in der Nacht, wenn der Mond da ist.

Der Mund aber war sehr zornig. »Du schaffst mir meine Lampe wieder!« schrie er den Arm drohend an.

Da bat der Arm um Verzeihung, aber der Mund forderte seine Lampe. Die ganze Armsippe kam und bot dem Mund viel, viel Gold — vergebens, er wollte seine Lampe.

Da entschied man, daß der Arm, weil er den Mond nicht halten konnte, fortab der Sklave

des Mundes sein müsse. Und so ist's bis heute geblieben. Muß nicht der Arm die Pflanzungen bestellen, Früchte ernten, Wild erjagen, damit der Mund etwas zu essen hat?

Der Tausendfuß

Als die Menschen und Tiere noch nicht lange auf der Erde waren und ihre Gestalt noch recht unvollkommen war, fertigte der Tausendfuß die Füße für alle, verkaufte sie und lebte davon.

Nun ging er wieder einmal auf eine Verkaufsreise, traf einen Mann und bot ihm seine Füße an. »Nein«, sagte der, »ich brauche keine, ich habe dir neulich schon ein Paar abgekauft.«

Der nächste, den er ansprach, hatte auch schon welche, und so der dritte und vierte, kurz, es zeigte sich, daß alle Menschen und Tiere schon Füße bei ihm gekauft hatten und niemand mehr welche brauchte.

Da wurde der Tausendfuß zornig und rief: »Was, ihr habt alle schon Füße? Soll ich mein ganzes Bündel etwa wegwerfen? Die schönen Füße, an denen ich so lange gearbeitet habe! Da nehme ich sie lieber alle für mich . . .«, und so läuft er heute auf seinen tausend Füßen.

GESCHICHTEN AUS DER ZEIT DER ERSTEN MENSCHEN UND TIERE

Niamye und das Froschkind

Zur Zeit der ersten Menschen lebte eine Frau, die hatte sich verheiratet, und nun erwartete sie ein Kind. Als das Gott Niamye erfuhr, da sagte er: »Wenn das Kleine ein Mädchen wird, will ich es zur Frau nehmen, wenn es ein Junge wird, soll er mein Kamerad sein.«

Eines Tages wurde dann das Kind geboren. Aber — oh Schreck! — es war kein Menschenkind, sondern ein ekelhafter Frosch!

Man schickte einen alten angesehenen Bürger zu Gott. »Zwar ist das Mädchen geboren, das du heiraten wolltest«, sprach er, »aber — es ist ein Frosch.«

»Das ist nicht wahr«, rief Gott zornig, denn er dachte, man wollte ihm das Mädchen vorenthalten. Und er sann auf eine List.

Einige Tage später nahm er seine Schlafdecke, streckte sich auf seinem Lager aus und rief seine Vertrauten. »Ihr müßt jetzt überall verbreiten, daß ich tot sei«, sprach er, »dann wird meine kleine Frau mit ihrer Mutter kommen, um ihr Beileid auszusprechen, und da werde ich sie endlich sehen können.«

Als die Eltern des Frosches erfuhren, daß Gott gestorben war, nahmen sie ein paar ihrer

schönsten Tücher als Totengeschenk und machten sich reisefertig.

»Nehmt mich mit«, rief der Frosch — aber die Mutter schämte sich, mit ihrem häßlichen Kind zu verreisen und ließ es da.

Als sie fort waren, kroch das Fröschlein durch ein Loch in der Palisade und machte sich allein auf den Weg. Es kam an einen Sumpf, darin lag eine große Schlange. »Wohin willst du?« fragte sie.

»Ach, Schlange«, klagte der kleine Frosch, »Gott Niamye wollte mich doch als seine Frau nehmen. Und da hat man mich als Frosch geboren und er hat mich nicht mehr haben wollen. So wollte ich heute hingehen, wo er nun doch tot ist, um ihn wenigstens einmal gesehen zu haben.«

»Aber du willst doch nicht so wie du bist in Niamyes Haus gehen?« fragte die Schlange.

»Ja, was soll ich denn machen? Ich bin nun einmal ein häßlicher Frosch.«

Da kroch die Schlange näher, bis sie ihren Kopf ganz nahe bei dem Frosch hatte, und flüsterte: »Wenn du es niemand sagst, werde ich dich in eine schöne Jungfrau verwandeln.«

Der Frosch versprach zu schweigen. Da sperrte die Schlange ihren Rachen weit auf und verschlang ihn. Es dauerte ein Weilchen, da begann sie zu würgen, und aus ihrem Mund entstand eine wunderschöne Frau.

»Nun will ich dich auch noch herausputzen«, sagte die gute Schlange, machte ihr eine schöne Frisur und gab ihr auch ein feines Umhängetuch, Schmuck und duftendes Öl. Dann sagte sie ihr Lebewohl, und das Mädchen machte

sich auf den Weg. »Aber daß du nie und nimmer sagst, wer dich verwandelt hat!« rief ihr die Schlange nach.

Als das Mädchen zu Niamyes Haus kam, wichen die Leute zurück und staunten sie an, denn man hatte noch nie eine so wunderschöne Frau gesehen.

»Holt mir den Alten, der sagte, meine Frau sei als ein häßlicher Frosch geboren worden, und schlagt dem Lügner den Kopf ab!« befahl Gott Niamye zornig. Man schleppte den würdigen Greis herbei und köpfte ihn.

»Oh weh«, klagte die Jungfrau, »was habt ihr da getan. Es ist wahr, ich war wirklich ein Frosch — aber die Schlange hat mich in eine schöne Jungfrau verwandelt.«

Als die Schlange hörte, daß das Menschenkind nun doch verraten hatte, was für Wunderkraft sie besaß, ringelte sie sich vor Wut zu einem dicken Knäuel, dann bäumte sie sich auf und zischte in den Sumpf. Seither hat sie nie mehr ein Wunder getan.

Die verwandelte Tabakspfeife

Es war einmal ein Mann, der hatte einen anderen um seine Tabakspfeife gebeten. Der andere gab sie ihm, er stopfte sie und steckte sie an. Aber kaum begann er zu rauchen, da verwandelte sich die Pfeife in eine schöne Frau.

»Die Frau gehört mir«, sagte der Eigentümer, »denn es war meine Pfeife, die sich verwandelt hat.«

»Ausgeschlossen«, erwiderte der Raucher, »du rauchst doch jeden Tag aus der Pfeife und sie hat sich noch nie verwandelt. Ich tue einen Zug — und da verwandelt sie sich schon. Das ist also mein Verdienst und die Frau bleibt bei mir.«

Der erste blieb aber bei seiner Forderung und so gab es großen Streit. Schließlich kamen sie überein, daß sie zu Gott gehen und seine Entscheidung anrufen wollten. So taten sie auch. Niamye hörte sich die Geschichte an und überlegte nicht lange: »Dem, der die Pfeife gab, gehört die Frau.«

Deshalb, wenn einen jemand um etwas bittet, so soll man's ihm geben, denn man kann nie wissen, ob man nicht noch großen Gewinn von solchem Freundschaftsdienst haben wird.

Warum die Menschen
heute keine Wunder
mehr vollbringen können

Zur Zeit der ersten Menschen waren da einmal drei junge Männer, die wollten gerne heiraten. Sie zogen aus in alle Dörfer des Landes, um sich die Mädchen anzusehen. Schließlich kamen sie in ein Dorf, da waren drei hübsche Mädchen, die wollten auch gerne heiraten. Sie gefielen den drei Kameraden, und diese begannen vor ihnen groß zu tun.

»Wenn ich eine Ölpalme sehe, an der oben eine Ölnußtraube hängt«, prahlte der erste, »so brauche ich bloß die Traube von unten streng anzuschauen, da fällt sie schon herunter.«

»Das kann man ja nicht glauben«, sagte die eine der Frauen, »aber wenn du das fertig bringst, werde ich dich heiraten.«

»Ich finde, das ist gar nicht so schwierig«, sagte jetzt der zweite Bursch, »wenn du die Nüsse herunterfallen läßt, so will ich die ganze Traube auf einmal hinunterschlucken und wenn sie so groß ist wie ein Ochsenkopf.«

»Wenn du so ein Kerl bist«, meinte eine andere der drei Frauen, »da möchte ich dich wohl zum Manne haben.«

»Ihr könnt alle nicht viel«, rief der dritte. »Wenn du die Traube auf einmal verschluckst, so stelle ich mich hinter dich und erledige für dich das Verdauungsgeschäft, obwohl ich sie ja gar nicht gegessen habe.«

»Wenn der das wirklich kann«, frohlockte die letzte Frau, »dann krieg' ich doch den Besten. Hört nur, er will die Traube verdauen, die er gar nicht gegessen hat! Aber nun wollen wir erst einmal sehen.«

Da gingen sie und fanden bald eine Palme, auf der eine riesige Traube hing. Da stellte sich der erste unten hin, legte die Hände auf den Rücken und schaute streng hinauf. Es dauerte nur ein wenig, da begann der Traubenstiel zu ächzen, und mit Donneregepolter plumpste sie herunter. Der zweite ging hin, hob die schwere Traube mit beiden Händen über seinen Kopf, sperrte den Mund weit auf, und bevor man es recht gesehen, hatte er sie verschluckt. Der dritte aber hockte sich hin, und wie er versprochen hatte, ließ er die Traube aus sich heraus kommen, obwohl er sie gar nicht gegessen hatte.

Nun wäre alles gut gewesen und sie hätten drei glückliche Ehepaare werden können, aber

da sagte der erste: »Die Traube gehört mir, ich habe sie ja heruntergeholt.« Und der zweite: »Nein mir, ich habe sie ja hinuntergeschluckt.« Und der dritte: »Ich habe sie zuletzt gehabt, also gehört sie mir.«

So bekamen sie großen Streit und beschlossen, zu Niamye, dem Himmelsgott, zu gehen und ihn um eine Entscheidung zu bitten.

Gott hörte sich die Sache an, dann sagte er: »Die Körner gehören dem ersten, denn schließlich hättet ihr andern eure Kunststücke nicht machen können, wenn er die Traube nicht heruntergeholt hätte. Aber was die Frauen angeht, so sollt ihr sie unter euch teilen.«

Sie gingen, aber der erste, der der Stärkste war, nahm sich gleich zwei Frauen, und dann der zweite eine, wie es ihm zustand. Und für den dritten, der das größte Wunder vollbracht hatte, blieb keine. Da erzürnte der sich und sprach: »So soll von heute an kein Mensch mehr dergleichen tun können.«

Und so kommt es, daß heute nur noch die Götter, Kobolde und Fetische Wunder tun können, aber die Menschen nicht mehr.

Weshalb die Menschen und Tiere sterben müssen

Am Anafng der Welt sandte Gott Niamye einmal den Hund zu seinem Bruder Anangama mit der Botschaft, er solle die Menschen und Tiere nicht sterben lassen. Als der Hund fort war, sandte Gott auf alle Fälle auch die Katze mit dem gleichen Auftrag aus.

Der Hund aber fand unterwegs einen Knochen, und während er daran nagte, überholte ihn die Katze. Als ihr eine Ratte in den Weg lief, tötete sie diese zwar, ließ sie aber für den Rückweg liegen.

Die Katze kam bei Anangama an und richtete aus, was ihr aufgetragen war. Gleich darnach traf der Hund ein und brachte die gleiche Botschaft. Da erzürnte sich Gottes Bruder: »Warum kommst du später als die Katze? Man hat euch doch zugleich ausgesandt.«

Der Hund gestand, daß man ihn sogar zuerst fortgeschickt habe, daß er sich aber eines schönen Knochens wegen unterwegs aufgehalten habe.

»Wenn euch eine Botschaft, die Leben und Tod angeht, so wenig wichtig ist«, sprach Anangama, »dann sollen Menschen und Tiere fortan eben sterben.«

So ist der Tod auf die Welt gekommen, und wenn ein Hund im Sterben liegt, so legt er stets ein Vorderbein auf die Brust, um zu sagen: »Ich habe mich selbst getötet.«

Warum man heute die Toten nicht mehr aufwecken kann

Zur Zeit der ersten Menschen war einmal ein Mann, der hatte zwei Frauen geheiratet. Als er einmal mit ihnen unterwegs war, um Verwandte in einem anderen Ort zu besuchen, bekam er einen Hitzschlag und starb auf dem Pfad. Da sprach die eine Frau: »Keinen Schritt gehe ich von meinem Mann weg, sonst setzen sich ja die Mücken auf den Armen.«

Aber die andere sagte: »Ich will rasch in den Wald gehen und Blätter und Wurzeln für eine Arznei holen. Damit wollen wir versuchen, ihn wieder lebendig zu machen« (denn das konnten die ersten Menschen noch, obwohl es natürlich auch für sie sehr schwierig war.)

Im Wald begegnete sie einem Kobold. »Was willst du hier in meinem Reich?« fragte er sie.

»Mein Mann ist auf dem Pfad gestorben, nun suche ich eine Arznei, um ihn wieder lebendig zu machen.«

»Ich kann dir wohl eine Arznei geben«, sagte der Kobold, der es gut mit der traurigen Frau meinte, »aber sie wirkt nur, wenn sich noch keine Mücken auf den Toten gesetzt haben.« Und er gab ihr ein Mittel.

Als die Frau damit zurückkam, hatte die andere unterdessen alle Fliegen ferngehalten. »Das ist fein«, sagte die mit der Arznei, »denn wenn sich auch nur eine Mücke auf ihn gesetzt hätte, würde mein Mittel nicht mehr wirken.«

Sie träufelten ihm den Zaubersaft auf die Augen, da stand er auf und war wieder lebendig. »Wenn ich nicht wäre«, sagte die eine, »wärest du nie wieder lebendig geworden, denn die Arznei wirkt bloß, wenn sich noch keine Mücken auf den Toten gesetzt haben, und ich habe sie die ganze Zeit ferngehalten.«

»Was«, schrie die andere wütend, »habe ich nicht das Mittel gefunden, ohne das man ihn nie hätte heilen können? So eine Unverschämtheit, zu sagen, er verdanke es ihr, daß er wieder lebendig ist!«

So gab es großen Streit; die beiden Frauen schlugen sich und entzweiten sich für immer,

und früher hatten sie doch ganz glücklich mit ihrem Mann gelebt. Da beschlossen die ersten Menschen, daß sie fortab Tote tot sein lassen und nicht versuchen wollten, sie wieder aufzuwecken, denn das würde nur zu Streit und Hader führen.

Deshalb wissen wir heute keine Arznei mehr gegen den Tod.

Von dem getreuen Mann und der ungetreuen Frau

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die waren miteinander verheiratet und liebten sich so über alle Maßen, daß der Mann einmal sagte: »Wenn meine Frau vor mir sterben sollte, werde ich sie solange auf meinem Schoß in meinen Armen halten, bis sie ganz verwest ist.« Und die Frau sagte das gleiche. Gar nicht lange danach starb die Frau. Wirklich nahm sie ihr Mann auf seinem Schoß in seine Arme, und so saß er Tag um Tag und Woche um Woche, bis die Frau verwest war. Da kam eines Tages ein Buschteufel zu ihm. »Was machst du denn da mit der Leiche?« fragte er.

Der Mann antwortete: »Ich habe meiner Frau versprochen, sie in meinem Arm zu halten, bis sie verwest sei, wenn sie vor mir sterben würde, und sie hat mir das gleiche versprochen.«

»Mein Lieber«, antwortete der Teufel, »nicht alle Frauen sind gut, und ich kann dir wohl sagen, daß deine Frau dir nicht so treu bleiben würde!«

»Nun, heil' mir meine Frau, und wenn ich dann vor ihr sterbe, wirst du's ja sehen.«

Der Teufel brachte eine Arznei und strich sie auf die Augen der Frau. Da wurde sie wieder lebendig und war schön wie zuvor.

Schon acht Tage danach starb der Mann.

»Was, einen Mann, der so schlecht riecht, soll ich tagelang auf meinen Armen halten?« rief die Frau. »Das ist unmöglich!«

Gerade kamen ein paar Freunde und Freundinnen vorbei, die wollten ins nächste Dorf zu einem Fest. Sie hatten schöne Tücher an und waren zum Tanzen geschmückt.

»Oh«, sagte sich die Frau des Toten, »da gehen sie zum Tanzen und ich soll hier den Verwesenden halten. Ich will auch mitgehen.« Sie nahm einen Strick, band ihn dem Leichnam um den Hals, schleifte ihn in den Wald und warf ihn dort ins Gebüsch. Dann kehrte sie zurück, badete, machte sich schön und ging den andern nach zu dem Fest.

Inzwischen hatte der Teufel erfahren, daß der Mann gestorben war. Er kam in das Dorf, um zu sehen, ob die Frau ihr Versprechen hielt. Er fand aber weder sie noch die Leiche, suchte sie und entdeckte schließlich den Toten im Busch.

Er strich ihm seine Zauberarznei auf die Augen, da stand der Mann auf und war wieder lebendig.

»Was habe ich dir gesagt?« meinte der Teufel. »Nicht eine Stunde hat dich deine Frau auf ihrem Schoß gehalten. Hierher hat sie dich heimlich geworfen und ist zum Tanzen gegangen!«

Von dem guten Jäger und seiner bösen Frau

Es war einmal ein Jäger, der ging in den Busch zur Jagd. Da begegnete ihm ein richtiger Waldteufel. »Hör' mal«, sagte der Teufel, »deine Frau, die taugt nichts. Geh' heim und schieß sie tot. Dann gebe ich dir außerdem zur Belohnung einen Topf Gold.« Dabei zeigte er ihm einen großen Topf, der war bis obenhin voll Gold.

Der Jäger lud sein Gewehr, ging heim und fand seine Frau gerade beim Einschlafen. Er legte an und zielte, aber dann setzte er wieder ab und sagte zu sich: »Ich darf doch meine Frau nicht wegen eines Topfes voll Gold totschießen.«

Am andern Morgen ging er zu dem Teufel. »Ah«, rief der, »da kommst du nun, um deinen Topf voll Gold abzuholen!«

»Nein«, antwortete der Jäger, »ich habe meine Frau nicht getötet.«

»Gut, dann kriegst du eben auch das Gold nicht«, sagte der Teufel, »aber nun geh' einmal heim und sag' deiner Frau, sie soll zu mir kommen.«

So ging der Jäger und erzählte seiner Frau, daß er einen Teufel gesehen und den der ihm gesagt habe, sie solle zu ihm kommen.

Als die Frau zu dem Teufel kam, zeigte er ihr auch den Goldtopf und sagte: »Geh' nach Hause und töte deinen Mann, dann soll dir all dies Gold gehören.«

Da holte sich die Jägersfrau ein großes Messer und ging ins Haus, als ihr Mann gerade am Einschlafen war, und schnitt ihm den Hals durch.

Wie sie sich aber umdrehte, da stand hinter ihr der Buschteufel, der sagte: »Deinen Mann habe ich zuerst aufgefordert, dich zu töten, aber er hat es nicht getan. Und du bist so niederträchtig und schneidest ihm um einen Topf Goldes den Hals durch! Ich werde ihn aber heilen.«

Er bereitete eine Arznei und heilte den Jäger. Darauf sagte er zu ihm: »Als ich dir sagte, deine Frau sei nicht gut, hast du sie nicht töten wollen. Und nun siehst du's, sie hat dich wegen des gleichen Goldes ermordet. So gebe ich dir zur Belohnung das Gold, weil du nichts Böses tun wolltest.«

Es gibt immer Palaver,
wenn ein Mann zwei Frauen hat

Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Frauen. Die eine hieß Eins, die andere Zwei. Eins war faul und kochte das Essen sehr langsam, aber Zwei war eine tüchtige Hausfrau, der alles flink von der Hand ging. So bekam man immer Zweis Essen zuerst und hinterher erst das von Eins, so daß es jedermann tagtäglich auffiel, welche von den beiden Frauen brauchbarer war.

Das ärgerte Eins, und heimlich überlegte sie, wie sie Zwei einmal in Mißkredit bringen könnte. Eines Tages hatte Zwei ihr halbfertiges Essen auf dem Feuer stehen und war fortgegangen, um ein paar Kräuter zu holen. Da ging Eins hin und machte in ihren Kochtopf. Aber, oh weh, der Topf blieb an ihrem Hinterteil kleben und war nicht wegzubringen.

Voll Entsetzen rannte Eins davon, und hinterdrein Zwei, die gerade zurückgekommen war und ihren Topf haben wollte. Sie jagte Eins bis zum Großhüptling. Als der die beiden Weiber in seinen Hof stürzen sah, fragte er Zwei verwundert: »Warum kommst du so eilig mit der Eins?«

»Sie hat mir etwas Böses antun wollen und da klebte der Topf an ihrem Hinterteil. Ich will meinen Topf wiederhaben!«

Der Großhüptling sprach: »Nimm deinen Topf, Zwei!« Da zog diese dran und der Topf ging ganz leicht ab. »Aber du, Eins«, fuhr er fort, »bist eine ganz verkommene Frau. Da siehst du nun, daß ein Mensch nicht so schlecht sein kann, wie er will, sonst greift Gott selber ein.«

Die dankbaren Tiere

Es war einmal ein Jäger, der ging tief, tief in den Busch. Da fand er ein großes Loch, in dem sich ein Leopard, eine Gazelle, eine Schlange und ein Mensch gefangen hatten.

»Hilf mir heraus, Jäger«, rief der Leopard; »wenn du mich rettest, will ich dir Gutes tun.«

Der Jäger zog ihn herauf, da bettelte die Gazelle: »Ich werde dich auch belohnen, wenn du mich holst.« So schaffte er auch sie heraus und endlich auch die Schlange, die ihm ebenfalls ihren Dank zusagte.

So war nun nur noch der Mensch drinnen. »Wenn ich drei Tiere gerettet habe«, dachte

der Jäger, „so kann ich doch nicht einen Menschen, der aussieht wie ich, in dem Loch umkommen lassen!“ Also holte er auch den noch heraus.

Der Leopard brachte dem Jäger alsbald zwei schöne Antilopen, die er für ihn getötet hatte.

Auch die gerettete Gazelle hielt ihr Versprechen: sie hatte an einer Stelle, an der sie manchmal, wie alle Gazellen tun, etwas Erde fraß, einen Topf voll Gold entdeckt, den Gottes Bruder Anangama dort vergraben hatte; den holte sie und gab ihn dem Jäger.

Das hatte aber der Mensch, den der Jäger gerettet hatte, gesehen, und der ging jetzt zu Anangama und sagte: »Die Gazelle hat deinen Goldtopf ausgegraben und einem Jäger geschenkt.«

Anangama gab Befehl, den Jäger gefangen zu nehmen und zu fesseln, und so geschah es auch.

Nachts aber kam leise die Schlange, zerbiß die schmerzenden Stricke und sprach: »Morgen früh werde ich Anangamas Sohn beißen, und ich sage dir gleich jetzt die Arznei, mit der man meinen Biß heilen kann. Wenn man dich dann töten will, sagst du, daß du das Kind heilen kannst — und so wird man dich frei lassen.«

Als sie ihn genau unterrichtet hatte, fesselte sie ihn wieder, kroch davon und legte sich hinter Anangamas Haus auf die Lauer. Als es eben hell wurde, kam Anangamas Söhnchen heraus und wurde von der Schlange ins Bein gebissen. So gefährlich war der Biß, daß jedermann sah, das Kind würde noch am gleichen Tage sterben.

Verzweifelt rief Anangama: »Wer findet mir einen, der solchen Schlangenbiß heilen kann?« Da kam gerade der Hahn des Wegs daher und sagte: »Ich glaube, der Jäger, den ihr gestern früh gefangen habt, der wird wohl heilkundig sein. Die meisten Jäger sind es.«

Anangama befahl, seine Fesseln zu lösen. Als der Jäger vor ihn trat, fragte er: »Kannst du mein Kind heilen?«

»Ja, wenn du mich hernach nicht tötet, kann ich dir gleich die Arznei sagen. Dein Sohn wird heute noch gesund werden.«

Anangama versprach ihm die Freiheit. Da sprach der Jäger: »Du mußt deinem Kind das Herz eines Mannes geben, der lügt.«

Anangama versprach ihm die Freiheit. Da bist ein guter Mann, weil du mein Kind heilen kannst. Ich glaube nicht, daß du mein Gold hast. Also ist der Mann, der dich angezeigt hat, ein Lügner. So laßt uns sein Herz heraus-schneiden.« Da ergriff man den bösen Mann und tötete ihn.

Der Jäger und sein Vogelfreund

Es war einmal ein Jäger, der war mit dem großen Golievogel befreundet. Eines Tages verletzte er sich an seinem Gewehr beim Abdrücken die Hand. Es tat weh, und so legte er sich unter einen Baum, machte die Augen zu und wartete, daß es besser würde.

Unterdessen kam der Golievogel zu seinem Haus, um mit ihm die Jagdbeute zu verzehren.

»Wo ist mein Kamerad?« fragte er die Jägerfrau.

»Er ist noch gar nicht nach Hause gekommen«, antwortete sie.

»So flieg ich noch ein wenig spazieren«, rief er und verschwand im Wald. Dort sah er seinen Freund unter dem Baum liegen. »Fafa!« rief er; das war der Name des Jägers. Der wollte nicht gestört sein und gab keine Antwort.

»So«, sagte der Vogel, »mein Kamerad ist also tot?« Er flog davon und rief alle Golievögel: »Kommt, kommt, ich habe einen Freund, der gestorben ist, wir wollen ihn fressen.« Sie kamen alle herbeigeflogen und setzten sich auf die Bäume, dort wo der eine sie hingeführt hatte.

Da sagte einer der Vögel: »Weil er doch dein Kamerad war, geh und friß vor uns. Nimm' dir die besten Stücke.«

Der Golie flog hinab, setzte sich auf des Jägers Brust und wollte ihm die Augen auspicken. Da schlug der Mann die Augen auf und packte ihn am Hals. Er wollte ihn töten, aber alle die andern Golievögel baten um sein Leben. So ließ er ihn.

Als aber der Golie nun auf einen Baum fliegen wollte, da fiel dieser um und erschlug ihn. Gott hatte den ungetreuen Freund bestraft.

WIE ES ZUM HEUTIGEN AUSSEHEN UND ZU DEN GEWOHNHEITEN DER TIERE KAM

Wer war wohl zuerst auf der Erde:
die Ameise, der Frosch
oder das Chamäleon?

Ihr kennt ja Akan, die kleine Ameise, die in langem Zuge mit ihren Kameraden marschiert. Wenn man vorbeigeht, geben sie einen sirrenden Laut von sich und sie stinken. Also, Akan traf einmal das Chamäleon und den Frosch, und sie gerieten miteinander in Streit, weil jedes von ihnen behauptete, es sei schon vor den beiden andern auf der Erde gewesen.

»Als damals Gottes Bruder Anangama uns Tiere an einer langen Kette vom Himmel auf die Erde herabließ, da war ich eines der ersten, das hier unten ankam«, begann das Chamäleon. »Die Erde war gerade erst geformt worden und noch nicht einmal ganz trocken, deshalb habe ich mir angewöhnt, meine Füße so langsam und vorsichtig einen vor den andern zu setzen, damit die Erde nicht beschädigt würde.«

»Da muß ich aber doch sagen, daß ich schon viel früher da war«, quakte der Frosch hochmütig. »Denn als ich kam, da war überhaupt das Wasser noch nicht auf der Erde, womit man sie später geglättet hat. Es lag nur hier

und dort ein Brocken Erde herum, und dazwischen waren Täler und Kluften, und deshalb bin ich so ein Hupfer geworden.«

„Schneiden die mal auf“, dachte die Ameise, „na, denen werde ich etwas erzählen!“ »So, so«, sirrte sie, »und da meinst du nun, du wärest der erste von uns gewesen, weil es damals noch kein Wasser gab? Du lieber Gott, zu der Zeit war ich schon lange da! Als ich auf die Erde kam, da war überhaupt noch keine Erde da! Als meine Mutter starb, konnte ich sie nicht einmal beerdigen. Ich mußte sie auf dem Rücken tragen, bis sie ganz verwest war; deshalb rieche ich noch heute so schlecht.«

Da gaben sich Frosch und Chamäleon geschlagen und erkannten die Ameise als das erste Tier an.

Warum das Chamäleon seine Farbe wechseln kann

Gott sandte einmal Boten auf die Erde, um allen Lebewesen zu sagen, sie sollten zu ihm kommen. Als sie bei ihm versammelt waren, sprach er: »Nun sagt einmal jeder, was ihr auf Erden haben wollt, ich will es euch gerne erlauben.«

Der Mensch sagte: »Ich möchte in einem Dorf leben und meine Pflanzung bestellen.«

»Und wir wollen im Busch wohnen«, sagten alle Tiere; nur das Chamäleon hatte geschwiegen.

»Und du?« fragte Gott.

»Ja, ich möchte, daß mir überhaupt jeder Ort, den ich finde, gehört«, antwortete das Chamäleon.

»Gut«, sprach Gott, »ihr sollt alle haben, was ihr euch gewünscht habt!«

Deshalb leben heute die Menschen in Dörfern und die Tiere im Busch. Und das Chamäleon kann seine Farbe je nach dem Ort wechseln, an dem es sich gerade aufhält — das heißt eben, er gehört ihm.

Die Stinkratte

Gott rief eines Tages alle Menschen und Tiere zusammen und sprach: »Es ist so viel Unkraut auf den Pfaden, man kann ja kaum mehr von einem Dorf in's andere gehen. Macht euch mal heute alle dran und säubert sie schön!«

Gleich schickten die Menschen ihre Kinder nach Hause, die Hacken zu holen, und die Tiere begannen mit ihren Krallen, Klauen und Hufen das Unkraut herauszuscharren. Nur Srou, die Stinkratte, sagte frech zum lieben Gott: »Fällt mir gar nicht ein, da herumzukratzen!« Sie ist immer frech, weil sie so scheußlich stinkt, daß weder Mensch noch Tier sie ißt und man sie nicht einmal anrühren mag. Aber mit dem lieben Gott hätte sie schon vorsichtiger sein müssen.

»So, du willst nicht mithelfen?« fragte er, »wo willst du dann gehen, wenn der Pfad nicht gereinigt wird?«

»Ich brauche deine langweiligen Pfade garnicht«, antwortete sie trotzig, »ich bin klein

genug, um auch im dichten Gras schnell zu laufen.«

»Gut«, sprach Niamye, »so sollst du aber immer im Dickicht bleiben und nie und nimmer einen meiner Pfade betreten!«

Seither sterben alle Stinkkratten, wenn sie einen Pfad auch nur überqueren, noch am gleichen Tage.

Die Wespentaille

Zu der Zeit, als die Menschen noch mit den Tieren zusammen in Dörfern lebten, war da einmal ein Weber, der war aus seinem Dorf fortgereist, um seine Stoffe auswärts zu verkaufen. Es waren schlechte Zeiten, und so mußte er eine lange Reise machen, um seine Ware loszuwerden. Als er schließlich wieder in sein Dorf kam, stellte er fest, daß alle Leute schon Land für die Pflanzungen gerodet und abgebrannt hatten. Jetzt regnete es, so daß man nur noch mit vieler Mühe abbrennen konnte.

„Tja“, dachte er, „da muß ich eben meine Mitbürger bitten, daß sie mir helfen.“ Zuerst ging er zu einem Huhn, das ihm gleich seine Mitarbeit zusagte; dann bat er eine Wildkatze, hernach einen Leopard, einen Jäger, eine Schlange und ein Stück Holz.

Am Morgen kam das Huhn zuerst auf das Feld. Kaum war es da, so trat die Wildkatze aus dem Busch, und gleich hinterher der Leopard. Als der sich umdrehte, sah er hinter sich den Jäger stehen, und dem schlich wieder die Schlange nach, bis zuletzt der Holzprügel

angehopst kam. Da hatte nun jedes solche Angst vor dem andern, daß sie zitternd auf der Stelle stehen blieben.

»Wartet noch einen Augenblick«, sagte der Bauer, »ich habe ja das Feuer vergessen. Ich will's eben holen, dann fangen wir gleich an.«

Da stand die Gesellschaft nun alleine. Nach einer Weile sagte das Huhn: »Hier stinks!« Denn es wollte einen Vorwand suchen, um sich davonzumachen.

Aber als es wegtrippeln wollte, schrie es die Wildkatze an: »Warum stinkt es?« Sie wollte hinter dem Huhn herrennen, um es zu fressen und gleichzeitig dem Leopard zu entkommen.

Da streckte sich der Leopard und brüllte: »Es stinkt ja gar nicht!«

Er wollte eben auf die Wildkatze losgehen, da fuhr ihn der Jäger an: »Na, wenn's schon stinkt — wegen wem wohl?«

Das gleiche zischte die Schlange.

Nur das Holz blieb ganz ruhig und bemerkte: »Ja, unter anständigen Leuten sollte es nicht stinken!«

Da sahen sie alle ein, daß sie verloren waren, und jeder wollte noch rasch etwas Gutes wegkriegen. Die Tigerkatze stürzte sich auf das Huhn, der Leopard fraß die Tigerkatze, der Jäger tötete den Leopard und die Schlange biß den Jäger. Schließlich erschlug der Holzknüppel die Schlange — da kam gerade das Feuer, und verbrannte ihn. Als er verbrannt war, kam der Regen und löschte das Feuer aus, und dann kam der Wind und trug die Asche fort.

Da krabbelte die Schlupfwespe aus ihrem Loch heraus. »Oho«, rief sie und stemmte ihre Arme ein, »vorhin waren sie doch noch alle lebendig, und nun sind sie alle tot!« Seither hat die Schlupfwespe ihre enge Taille.

Die zusammengewachsenen Zwillinge

In der Gegend von Kokumbo, wo es das viele Gold gibt, gebar einmal eine Frau Zwillinge, die waren zusammengewachsen. Als sie größer geworden waren, hieß es eines Tages, daß es jetzt Krieg gebe zwischen den Baule.

»Da gehen wir mit«, riefen die Zwillinge, nahmen Schwerter und zogen mit den Kriegern fort. Kaum war die Schlacht im Gange, da wurde einer von den beiden erschlagen. Der andere trug ihn ins Dorf zurück. Da gab es nun ein großes Beraten, und schließlich kam man überein, sie eben alle beide zu beerdigen, und man schaufelte ein großes Doppelgrab. Alle Tiere kamen zur Beerdigung, und da war auch der Pelouvogel, der saß oben auf einer Palme und wollte von da aus zusehen. Wie man nun den toten und den lebenden Zwilling zusammen auf der Totenbahre brachte, zwitscherte er: »Was, ihr wollt den Lebenden mitbegraben?«

»Ja, ja«, sagte ein Hahn, »was sollen die Menschen denn anderes tun, die zwei sind doch zusammengewachsen!«

»Wartet, wartet«, sang der Vogel, »da will ich eine gute alte Medizin anwenden.« Er flog

herab und man sah nur, wie er die Zwillinge kurz berührte. Da stand der Lebende alleine auf und war gerettet.

Deshalb sehen die Flügel des Pelouvogels aus, als ob es viere statt zwei wären. Er ist eben der Zwillingvogel.

Der Taubenruf

Die Tauben lebten früher wie alle Tiere in Dörfern, so wie heute nur noch die Menschen.

In einem Dorf waren sie besonders gut befreundet mit zwei kleinen Vögelchen, die in zwei andern Dörfern wohnten. Das eine hieß Sawli godo und das andere Sauli godo.

Eines Tages kam ein junges Vögelchen aus dem Nachbardorf zu den Tauben und brachte die traurige Nachricht, daß Sawli godo gestorben sei. Sprach die Obertaube: »Geht, holt Palmwein als Totengeschenk!« Der Wein war noch nicht zur Stelle, da kam ein zweiter Bote und berichtete, daß Sauli godo auch tot sei.

Die Tauben machten sich auf den Weg, aber als sie an die Stelle kamen, an welcher der Pfad sich zweigt und einer nach dem Dorf des Sawli godo und der andere nach dem des Sauli godo ging, sprach die Obertaube: »Zu wem soll ich jetzt zuerst gehen? Der, zu dem ich zuletzt gehe, wird denken, daß ich ihn weniger liebte. Ich will hier an der Kreuzung bleiben und für sie beide weinen.«

Bis heute haben die Tauben noch nicht genug für ihre kleinen Freunde getrauert. Sie sind noch nicht in ihr Dorf zurückgekehrt, sondern

leben im Wald, und wenn man durch den Busch geht, hört man sie klagen: »Sawli godo miengo, Sauli godo miengo — Sawli godo miengo, Sauli godo miengo.«

Weshalb die Fledermaus
sich kopfunter an die Bäume hängt

Agbani, die Riesenfledermaus, flog eines Tages zur Mutter Erde und bat sie um ein kleines Darlehen. Die Erde gab es ihr, aber Agbani flog gleich weiter zu Niamye, dem Gott, der im Himmel wohnt und alle Menschen und Tiere gemacht hat, und pumpte diesen auch an.

Nach einiger Zeit brauchte Niamye sein Geld und sandte einen Boten darum zu Agbani. Der erklärte sich bereit, die Schuld zu bezahlen, nahm das Geld und zog mit dem Sendling ab.

Mutter Erde aber rief ihm nach: »Von mir hast du zuerst Geld geliehen, warum zahlst du nun dem Niamye und nicht mir?«

Da schickte Agbani den Boten voraus, um Gott zu sagen, daß sein Fuß schon auf dem Weg zu ihm sei und sagte zur Erde: »Ich wollte Niamye zuerst bezahlen, weil er der größte aller Häuptlinge ist. Aber ich achte auch immer auf dich und höre, was du mir sagst.«

Deshalb hat die Fledermaus ihren Fuß am Baum, auf dem Wege zu Gott, aber dabei hängt sie ihr Köpfchen herunter und betrachtet die Erde, um zu hören, ob auch sie ihr etwas zu sagen habe.

Warum die Hühnerbussarde
immer die Kücken stehlen

Androfia, der Webervogel, kaufte einmal beim Hühnerbussard Palmwein. Der Bussard gab ihn auf Kredit, aber bald darnach flog er auf die Palme der Webervögel, um sein Geld zu kassieren.

»Wer von euch hat neulich Wein bei mir gekauft?« fragte er, denn es lebten ja über hundert Webervögel zusammen auf einer Palme. »Ich!« zwitscherte einer, kam hervor und wollte schon seine Schuld bezahlen.

Da fragte der Bussard: »Wo ist dein Vater?« Er glaubte nämlich, da müsse doch ein größerer Vogel sein, der neulich sein Junges zum Weinholen geschickt hatte — denn das winzige Vögelchen konnte doch noch nicht erwachsen sein.

Da dachte sich der Webervogel: »Wenn das so ist, daß er meint, ich sei bloß ein Kind, dann kann ich mich vielleicht um die Bezahlung drücken.« »Mein Vater ist in den Busch geflogen«, piepste er.

Der Hühnerbussard zog ab; aber am anderen Tag kam er wieder. »Ist dein Vater heute zu Hause?« fragte er streng.

»Nein«, antwortete das Vögelchen.

»Wo ist er?«

»Im Busch, im Busch«, zwitscherte der Kleine. So ging das ein paar Tage lang, und jedesmal, wenn der Bussard kam, wurde er von dem Piepmatz an der Nase herumgeführt, und die Webervögel kicherten vor Vergnügen in ihren Kugelnestern unter den Palmblättern.

Bis eines Tages der Hahn die Geschichte verriet. Der Hahn war nämlich der Sklave der

Webervögel, und er wollte seinem Herrchen gerne einmal eins auswischen. Er ging zum Bussardbaum und krächte hinauf: »Bussard, was dir die Webervögel da erzählen, ist doch alles Schwindel! Sie sind alle nicht größer, und der, mit dem du verhandelst, ist ja selber schon Großvater.«

»Oho«, schrie der Bussard wütend und sauste mit einem einzigen Schwung auf die Palme hinab. »Wo ist mein Schuldner?« fauchte er. »Der Vater ist in den Busch geflogen«, piepste das Webervögelchen unschuldig.

Aber der Bussard ließ sich nichts mehr vormachen. »Du bist ja selber der Vater! Ihr seid alle nur so groß!«

»Ah, was du nicht sagst, wer hat dir denn das vorgemacht?« sagte der Webervogel, aber es war ihm schon recht bang zumute.

»Der Hahn«, schrie der Bussard.

Da gab sich der Kleine geschlagen, sagte aber: »Na schön, wenn der Hahn das verraten hat, der ist ja mein Sklave, so nimm dir ihn als Bezahlung mit.«

»Den großen Hahn kann ich nicht fangen«, meinte der Bussard.

»Gut, so sollen dir alle kleinen Hühner fortan gehören, die in der Hühnerfamilie zur Welt kommen!« sprach Androfia, der Webervogel, und seit dieser Zeit holt sich der Bussard die Hühnerkücken, wo er sie immer bekommen kann.

Weshalb die Leoparden
Gazellen fressen

§ In Frosch hatte sich von einem Leoparden Geld geliehen. Lange, lange zahlte er es nicht zurück, bis eines Tages der Leopard sich selber aufmachte, um sein Darlehen einzufordern.

Nun weiß man ja heute, daß die Frösche sich jeden Tag nach dem Essen neben dem Sumpf zusammensetzen, um Klagelieder zu singen. Davon war aber dem Leoparden noch nichts bekannt, und als er zum Sumpf kam und den Frosch zur Rede stellte, sagte dieser: »Ach, Leopard, verzeih' mir; du siehst, wir klagen hier alle, weil meine arme Großmutter gestorben ist. Laß' mich heute mit meinem Schmerz allein; komm' morgen wieder, dann will ich dir dein Geld geben.«

Da ging der Leopard; aber als er am nächsten Tag kam, da fand er die Frösche alle wieder beim Singen von Klageliedern. Trotzdem suchte er seinen Frosch und verlangte das Geld. »Heute ist mein Bruder gestorben«, klagte der Frosch, »gib mir noch einen Tag Zeit, damit ich heute trauern kann.«

Der gutmütige Leopard zog wieder ab; aber er war nicht weit gegangen, da traf er Uasani, die große rote Gazelle, die war der Sklave des Frosches. Er hielt sie an und sagte: »Dein Herr zahlt mir seine Schulden nicht. So oft ich zu ihm komme, beweint er jemanden und ich kann dann natürlich nicht drängen, denn ich weiß, wie weh es tut, wenn ein Verwandter stirbt.«

»Lieber Gott«, lachte die Gazelle, »alle Frösche weinen doch nach dem Essen; das tun sie jeden Tag. Es ist niemand gestorben.«

Der Leopard kehrte zum Sumpf zurück und forderte finster sein Geld. »Aber ich habe dir doch gesagt, daß mein Bruder gestorben ist«, quakte der Frosch.

»Ist nicht wahr! Dein Sklave hat mir gesagt, daß ihr jeden Tag so heult, und daß niemand gestorben ist. Du zahlst jetzt!«

»Gut«, antwortete der Frosch, »wenn mein Sklave mich bei dir verklatscht hat, so soll er meine Schuld begleichen. Nimm ihn als dein Eigentum!«

»Die Gazelle kann ich nicht nehmen, weil ich sie nicht fangen kann«, warf der Leopard ein. »Sie hat scharfe Zähne und wird mich beißen.«

»Nein, sie hat nur kleine stumpfe Zähne und kann dich nicht beißen. Gib ihr mal eine Kolanuß. Wenn sie die nimmt und frißt, so hat sie starke Zähne, wenn nicht, so fange sie und meine Schuld ist bezahlt.«

Der Leopard holte eine Kolanuß, ging und bot sie der Gazelle an. Aber die fraß sie nicht. Da sprang ihr der Leopard in's Genick, biß sie tot und fraß sie auf. Seither fressen die Leoparden alle Gazellen, die sie erwischen können, denn damit treiben sie die Schulden der Frösche ein.

Wie die Frösche den Tod kennen lernten

Früher wimmelte es in den Sümpfen von Fröschen. Das kam daher, daß die Frösche im Gegensatz zu allen anderen Tieren nicht starben. Sie wurden alt und älter und lebten immer noch, wenn schon hundert Geschlechter nach ihnen geboren waren.

Weit fort von ihnen lebten die großen Uongovögel. Denen stellte ein Jäger nach und erlegte einen nach dem andern, bis nur noch drei Uongobrüder übrig waren. Da ging einer von ihnen aus, ein neues Land für sie zu

suchen. Er kam an die Froschsümpfe, grüßte die Frösche und sprach: »Ich wohne in jenem andern Land. Dort haben wir einen bösen Jäger, der schon fast allen von uns den Tod gegeben hat. Deshalb bin ich hier auf der Wanderschaft.«

Da antworteten die Frösche: »Wir, die wir hier im Sumpf leben, wir wissen nicht, was für ein Ding das ist: der Tod. All' unsere Alten sind noch da. Ihr Uongos seid draußen im freien Land, deshalb kann euch der Jäger töten.«

Der Uongo meinte, dann wolle er doch auch in den Sumpf ziehen. »Ich will nur eben meinen Hausrat holen.«

Er ging und holte seine beiden Brüder. Sie stiegen in die Sümpfe und fraßen viele, viele Frösche, und das tun sie bis auf den heutigen Tag. So hat der Uongo den Fröschen gezeigt, daß es doch auch im Sumpf einen Tod gibt.

Wie der Krebs seine Schale bekam

Es war einmal eine Frau, die gebar ein Kind. Aber bald darauf starb sie und der Kleine kam zu seiner Großmutter. Die Großmutter war eine böse Frau: sie ließ das Kind auf dem Feld hart arbeiten, und wenn es müde nach Hause kam, gab sie ihm nichts zu essen und es mußte noch um Almosen für sich betteln gehen.

Eines Tages faßte der Knabe Mut und fragte: »Großmutter, warum gibst du mir eigentlich nie etwas zu essen? Die anderen Kinder werden doch auch zu Hause ernährt!«

Die Großmutter antwortete: »Erst wenn du mir meinen Namen nennst! Solange du nicht weißt, wie ich heiße, wirst du von mir nie etwas zu essen bekommen!«

Da wurde er sehr traurig, denn wie sollte er den Namen seiner Großmutter erfahren, die schon so alt war, daß die ältesten Leute im Dorf sie nur »Großmutter« nannten? Er probte alle Namen durch, die er kannte, keiner war der richtige.

Aber als er einmal auch wieder auf dem Feld in der Sonne arbeiten mußte, bekam er Durst und ging zu einem nahen Fluß, um Wasser zu trinken. Er watete hinein, um seine Füße zu kühlen, da kam ein großer alter Krebs und fragte: »Warum bist du denn so mager, mein Kind?«

Das Büblein antwortete: »Ach, meine Mutter ist tot und ich habe nur noch eine Großmutter, und weißt du, Krebs, solange ich ihren Namen nicht weiß und sagen kann, gibt sie mir nie etwas zu essen; deshalb bin ich so mager.«

Der Krebs aber war uralte, so alt wie nur Krebse sein können, und er wußte den Namen noch. »Deine Großmutter hat einen Namen, den sonst niemand hat und der gar nichts bedeutet und deshalb meint sie, du könntest nie darauf kommen«, sagte er, »sie heißt nämlich ‚Nonoble‘.«

Der Kleine ging nach Hause und sagte vergrüßt: »Großmutter, wo ist mein Essen?«

»Hab' ich dir nicht gesagt, daß du von mir nie etwas zu essen bekommst, bis du meinen Namen weißt?«

»Ich weiß ihn aber«, antwortete er. »Du heißt nämlich Nonoble.«

»Wer hat dir das gesagt?« schrie die Großmutter und zitterte vor Wut.

»Agau, der Krebs«, sagte der Bub.

»Dem werd' ich's einbrocken!« fauchte die Alte, nahm eine große Kalebassenschale, wie man sie zum Palmweintrinken hat, und humpelte an den Fluß. Sie wollte den Krebs mit der Kalebasse fangen, aber der war flinker, wick immer wieder aus und biß und zwickte die Großmutter in die Beine. Da bekam sie Angst, ließ das Ding fallen und lief davon.

Der Krebs aber nahm die Kalebasse auf den Rücken, und noch heute kann man ihn stolz mit seiner Schale spazierengehen sehen.

Woher das Schwein seinen Rüssel hat

Das Schwein ging einmal zum Elefanten und fragte ihn: »Was hast du bloß gefressen, um sooo groß zu werden?«

»Weil du's bist«, antwortete gutmütig der Elefant, »will ich dir von dem Zauberfutter holen. Ich gebe dir jeden Tag eine Portion, und du wirst auch so groß werden wie ich.«

Er verschwand im Busch und holte viele Blätter von dem Baum Gbanjige, aber er verriet natürlich nicht, woher er sie hatte. Von nun an fraß das Schwein täglich davon, und es dauerte nicht lange, da begann es wirklich zu wachsen. ‚Aha‘, dachte es, ‚bald werde ich so groß sein wie der Elefant, dann bin ich etwas viel Besseres als all die lausigen Tiere, die da so auf der Welt herumlaufen.‘ Es wurde so

hochnäsiger, daß es mit keinem anderen Tier mehr sprach.

Eines Abends war es in den Wald gelaufen, um sich Wurzeln zum Nachtessen auszuwählen. Es wollte so tun, als wäre es schon ein mächtiges Tier, stampfte und scharrte, schnaufte und schmatzte, daß jedermann furchtsam einen großen Bogen machte.

Auf einmal kam der Elefant des Wegs daher. »Nanu, wer ist denn da in dem Dickicht«, rief er erstaunt, als er den Lärm hörte.

Das Schwein grunzte: »Der hier ist, ist größer als der Elefant.«

»Oho«, rief der Elefant zurück, »ich habe noch nie ein Tier gesehen, das größer ist als ich. Da muß ich doch einmal nachsehen!«

Er stampfte die Büsche nieder; da sah er das häßliche kleine Schwein im Dreck stehen.

»So, so«, sagte er, »da haben wir's ja! Ich helfe dir, damit du wachsen sollst, und kaum hast du ein paar Pfund zugenommen, spielst du dich schon so auf und sagst gar, du seist größer als ich. Ich werde dir das Zaubermittel nicht mehr bringen, und zur Strafe sollst du so bleiben, wie du jetzt gerade bist.«

Deshalb hat das Schwein den Rüssel, die Augen und Ohren und Zähne schon fast wie der Elefant und hat gerade angefangen, dick wie er zu werden. Aber dabei ist es geblieben. Und wenn es frißt, nimmt es immer noch Elefant-Allüren an.

Warum die Ratte und der Hund sich nicht leiden können

Es ist eine ganz, ganz alte Geschichte, daß der Hund mit der großen Kuakuaku-Ratte Streit bekam. Das war so!

Damals lebten die Tiere noch in einem Dorf wie die Menschen und waren alle gute Freunde untereinander. Eines Tages gingen einige Menschen und Tiere in den Wald, um ein kleines Vorratshäuschen zu bauen. Als sie aber anfangen wollten, da wußte keiner, wie so ein Haus aussehen müßte. Nun war da auch der Hund in der Versammlung; er saß aufrecht da, hatte die Vorderbeine übereinandergeschlagen und ließ sie vor der Brust herunterhängen, so daß also die beiden Beinpaare wie zwei Kreise von seinem Körper abstanden, und darüber war sein Kopf. Da sagte die Kuakuaku-Ratte: »Wenn ihr nicht wißt, wie ihr das Haus bauen sollt, da schaut euch bloß den Hund an, wie er dasitzt, und macht es so!« Sie meinte, man sollte ein Haus ohne Mauern — nur ein Dach auf Pfählen — machen, und alle verstanden sie.

Jetzt kam aber eine zweite Schwierigkeit; man brauchte doch einen Brechpfahl — das ist eine Art breiten Stemmeisens, in dem ein starker Holzstiel steckt — um die Löcher für die Pfähle auszuheben. Das Eisen hatten sie wohl mitgebracht und einen dicken Ast als Stiel abgeschnitten, aber sie brachten diesen nicht in die Eisenhülle, weil niemand wußte, daß man ihn zuspitzen mußte. »Schaut euch doch bloß den Mund der Ratte an«, sagte der Hund, »da könnt ihr ganz genau sehen, wie ihr das machen müßt!«

Alle schauten die Ratte an und sahen an ihrem spitzen Mund, was der Hund meinte. So bauten sie jetzt die Hütte, und als sie fertig waren, setzten sie sich hin und ruhten aus.

Da fragte die Ratte den Hund: »Warum machst du mich so vor aller Welt lächerlich wie eben?«

Der Hund antwortete: »Wieso habe ich dich lächerlich gemacht? Hast du nicht zuerst zu allen Leuten gesagt, sie sollten mich ansehen, um zu wissen, wie die Hütte aussehen soll? Das habe ich dir bloß heimgezahlt.«

Und er stürzte sich wütend auf die Ratte; sie bissen und jagten sich, bis der Hund die Ratte schnappte und sie auffraß.

So kommt es, daß bis auf den heutigen Tag Hunde und Ratten sich nicht vertragen können. Wo ein Hund eine Ratte sieht, fängt er sie und frißt sie auf.

Weshalb die Hunde
immer zu den Affen hinaufklaffen

Der Hund nahm eines Tages ein Stück Eisen und ging zum Schmied, um sich Zähne daraus machen zu lassen. Kurz danach kam auch der Affe mit einem Eisenbrocken dorthin und gab dem Schmied den Auftrag, ihm Finger- und Zehennägel daraus zu schmieden.

Bald darauf ging der Hund abermals zum Schmied, um nach seinen Zähnen zu fragen. Als er das andere Stück Eisen auch in Arbeit sah, fuhr er den Schmied an: »Für wen ist das?«

»Für den Affen«, antwortete der Schmied.

»Selbstverständlich hast du zuerst meine Zähne zu machen, sonst nehme ich das andere Stück Eisen und werfe es weg!« bellte der Hund und ging fort.

Gleich nach ihm kam der Affe. »Wie geht's meinen Fingernägeln?« fragte er. Aber da

sah er, daß der Schmied ein anderes Eisen bearbeitete: »Weshalb arbeitest du da an etwas anderem? Her damit!« rief er, nahm das Eisen des Hundes und warf es hinaus.

Am nächsten Tage kam wieder der Hund und beschwerte sich, als er die Affenfingernägel in Arbeit fand, und als der Schmied darauf an seine Zähne gegangen war, kam der Affe und machte Palaver.

So ging das ein paar Tage, bis es dem Hund zu dumm wurde. »Wenn der Affe einmal vor mir kommt, so lass' ihn warten«, sagte er zu dem Schmied. »Ich habe es satt. Ich werde ihn gründlich durchhauen, damit ich endlich meine Zähne bekomme.«

Am nächsten Tage kam der Affe zuerst, und der Schmied forderte ihn auf, ihm ein bißchen Gesellschaft zu leisten. Aber als er den Hund kommen sah, tat es ihm doch leid und er sagte: »Paß lieber auf, dort kommt der Hund!«

»Geht er, oder läuft er?« fragte der Affe.

»Er geht«, antwortete der Schmied.

»Dann verstecke mich«, bat der Affe und das tat der Schmied.

Der Hund trottete herein. »Ist der Affe da?« fragte er.

»Er war da, aber er ist eben fortgegangen«, antwortete der Schmied.

Der Hund aber noch etwas, begann in der Werkstatt zu suchen und entdeckte den Affen. Er sprang auf ihn los, aber der Affe war flinker; er entwischte aus der Hütte, sprang aufs Dach und von da auf einen Baum.

Seither wohnt er aus Angst vor dem Hund dort oben, und wenn ein Hund einen Affen sieht, so bellt er immer noch wütend zu ihm hinauf.

Der Botumbo-Affe

Zur Zeit, als der Botumbo-Affe noch ein Neuling auf der Erde war — denn wie alle Menschen und Tiere war er eines Tages an einer langen Kette vom Himmel auf die Erde geklettert — fraß er nur die Nüsse des Mbli-Baumes und nichts anderes.

Eines Tages war er spazieren gegangen und dabei sehr hungrig geworden. Kein Mbli-Baum weit und breit! Es wurde Nacht; Botumbo stieg auf einen Baum und schlief dort hungrig ein.

Als er am andern Morgen auf den Boden sprang, da sah er Mbli-Nüsse ringsum liegen. »Was«, schrie er wütend, »da habe ich mit meinem Löwenhunger die ganze Nacht auf so einem verdammten Mbli gegessen? In meinem Leben rühre ich von diesem Zeug nichts mehr an!«

Deshalb frißt der Botumbo heute keine Mbli-Nüsse mehr, sondern Taro und Maniok.

WESHALB VIELE TIERE VON DEN MENSCHEN FORTGEWANDERT UND IN DEN BUSCH GEZOGEN SIND

Weshalb der Schimpanse nicht mehr
bei den Menschen lebt

Früher war der Schimpanse ein Mensch und lebte mit den Menschen zusammen im gleichen Dorf. Einmal hatte er sich ein neues Haus gebaut, auf das er sehr stolz war. Es war auch wirklich das schönste Haus im Dorf. Als der Bau fertig war, schmückte er es noch mit Fellen und Matten, brachte eine geschnitzte Tür herbei, strich den Fußboden rot und schwarz an und stellte schöne Stühle hinein. Dann ging er ins Dorf und rief in alle Höfe: »Jetzt ist mein Haus fertig, kommt alle, es anzuschauen — sowas habt ihr noch nicht gesehen, es ist schöner als das Haus des Großhüptlings!«

Da liefen alle hin und bewunderten das Schimpansenhaus. Es war wirklich wunderschön, und der Schimpanse stand dabei und »fühlte sich«.

Aber auf einmal zwischen all den Lobsprüchen sagte die Spinne ganz laut: »Aber wo sind die Vorhänge?« Richtig, die Vorhangmatten, die doch vor jedes Haus an der offenen Hofseite gehören, die hatte der Schimpanse vergessen.

Da geriet er in solche Wut über sich selbst, daß er schrie: »Jetzt habe ich gemeint, ich hätte alles so schön und fix und fertig gemacht, und jetzt habe ich etwas so Wichtiges vergessen! Ich pfeife jetzt überhaupt darauf, in so einem Haus zu wohnen!«

Und wütend rannte er fort in den Busch und dort ist er seitdem geblieben.

Weshalb es heute wilde
und zahme Hunde gibt

Anangama, Gottes Bruder, schickte eines Tages die beiden ersten Hunde, die es auf der Erde gab, um Feuer zu holen.

Als sie noch unterwegs zu dem Platz waren, wo das Feuer brannte, sahen sie eine Frucht auf dem Wege liegen. Gleich begann der eine, sie aufzufressen. Sein Kamerad aber schalt ihn und sagte, sie müßten doch rasch das Feuer holen, wie Anangama es befohlen habe.

»Ach, laß mich«, erwiderte der erste, »ich fresse rasch das Ding, dann komme ich nach.«

Da rannte der folgsame Hund allein weiter, holte das Feuer, und erst auf dem Rückweg traf er wieder auf den andern. Sie erschienen zusammen vor Anangama, und der das Feuer geholt hatte, erzählte den Vorfall.

»Gut«, sagte Anangama, »wenn du so bist, so sollst du nie mehr gekochte Nahrung fressen, aber der du gehorcht hast, darfst immer bei den Menschen essen!«

Deshalb gibt es heute wilde Hunde und Haushunde, und wenn man Feuer macht, so kommt

der Hund und setzt sich daneben, um zu sagen: eigentlich bin ich es ja, der euch das Feuer gebracht hat.

Weshalb es heute zahme
und wilde Hunde gibt

Zweite Fassung

In alter Zeit lebten alle Tiere und Menschen im Himmel bei Niamye, dem Gott, der alle Lebewesen und die Erde geschaffen hat.

Der hatte damals zehn Frauen. Die schliefen alle im gleichen Haus. Eines Abends schlich sich ein Hund dort hinein, um zwischen ihnen zu schlafen. Als die erste Frau kam, sich niederzulegen, sah sie den Hund. »Wart, du Luder«, schrie sie, »wenn Niamye kommt, der wird dich schon hinauswerfen!«

Gleich darauf kam Gott. Als er den Hund sah, rief er: »Was für ein geringes Vieh wagt da mit meinen Frauen zu schlafen?«

Er wollte ihn eben totschiagen, da lief der Hund, was er nur konnte, in den Busch, immer weiter, immer tiefer ins Dickicht — und dort ist er seither geblieben. Deshalb gibt es heute zahme und wilde Hunde.

Wie die Spinne den Leopard
in den Busch jagte

Zu der Zeit, als die Tiere noch friedlich beisammen in einem Dorf wohnten wie die Menschen, gab es einmal großen Streit unter ihnen, weil die Spinne behauptete, sie könnte

den Leoparden fangen. Das glaubte natürlich niemand, denn der Leopard war der Tapferste unter allen Tieren und stark wie wenige.

Die Spinne aber blieb dabei! Sie fertigte einen Korb und ging damit, den Leoparden zu suchen, der eine Strecke vor dem Dorf wohnte. »Du, Leopard«, sagte sie, »im Dorf lachen sie mich alle aus.«

»Warum denn?« fragte der Leopard.

»Ich habe gesagt, du seist das gescheiteste aller Tiere, du könntest dich beispielsweise bequem in diesen Korb reinlegen — da haben sie alle gelacht und gesagt, du seist dazu viel zu plump und fett.«

»Oho«, rief der Leopard, »das wollen wir doch einmal sehen. Mit Leichtigkeit komm ich da hinein.« Und er zwängte sich in den engen Korb.

Als er drin war, meinte die Spinne: »Laß mich eben noch ein bißchen zuschnüren, damit ich sagen kann, daß du ganz und gar drinnen bist.«

Sie schnürte den Korb kreuz und quer, nahm ihn auf den Rücken und trug ihn ins Dorf. »Was hab' ich euch gesagt?« triumpierte sie. »Da hab' ich den Leoparden!«

Sie freute sich so über den gelungenen Streich und die gewonnene Wette, daß sie Palmwein bringen ließ und alle Tiere zu einem Gelage einlud. Als sie schon etwas betrunken waren, rief sie: »So, jetzt wollen wir den Leoparden abstechen. Ruft meinen Sohn ins Haus, daß er ein Messer bringt.«

Der Spinnensohn kam mit dem Messer und dachte, er sollte die Stricke durchschneiden.

So tat er, und heraus sauste der Leopard und stürzte sich auf die Spinne. Die floh mit ihrem Sohn in eine Flaschenkalebasse. Der Leopard suchte Haus und Hof ab, aber er konnte sie nicht finden. Durstig nahm er die Kalebasse und wollte nachsehen, ob noch etwas Wein drin sei. Es war aber kein Wein drin, sondern Pfeffer. Als nun die Spinne jetzt das Leopardenauge am Flaschenhalse sah, da nahm sie ein großes Maul voll Pfeffer und prustete ihn dem Leoparden ins Auge; das tut schrecklich weh.

»Hier ist doch wirklich alles verhext«, jammerte der Leopard, »ich bleibe nicht in diesem Dorf.« Und er rannte auf und davon in den tiefsten Busch. Dort ist er bis auf den heutigen Tag geblieben.

Woher die Spinnengeschichten
kommen

Als die Tiere noch im Himmel lebten, rief der liebe Gott sie alle zu sich, nahm ein Maiskorn in die Hand und fragte: »Wer von euch kann für dieses Maiskorn einen Sklaven kaufen?«

»Einen Sklaven für ein Maiskorn, einen Sklaven für ein Maiskorn?« schnatterten die Tiere durcheinander, »— das ist unmöglich!«

Nur die Spinne regte sich nicht auf. »Gib mir das Korn«, sagte sie, »ich werde dir dafür einen Sklaven kaufen.« Sie nahm es und machte sich auf die Wanderschaft. Unterwegs sah sie einen Bauern auf dem Felde arbeiten, der hatte seine Hühner mitgenommen, damit sie nicht zu Hause der Bussard hole. Die Spinne setzte sich an den Wegrand und warf ihr Maiskorn vor sich auf den Boden. Da kam ein Huhn und verschluckte es. »Ach Gott, mein schönes Maiskorn«, fing die Spinne zu jammern an, »dein Huhn hat mir mein Maiskorn weggefressen.«

»Was denn, was denn«, brummte der Bauer, »was liegt denn schon an einem Maiskorn, ich kann dir einen ganzen Maiskolben dafür geben.«

»Nein, nein«, schluchzte die Spinne, »mein Maiskorn war ein Zauberkorn, das kannst du mir nicht ersetzen. Du mußt mir eben dein Huhn geben, das es gefressen hat.« So kam die Spinne zu einem dicken Huhn.

Am nächsten Abend wohnte die Spinne in einem andern Dorf. »Mein Huhn müßt ihr aber bei den Ziegen schlafen lassen«, sagte sie, »weil es so groß ist.« Da taten sie es in den Ziegenstall, und dann ging die Spinne schlafen.

Als es Morgen war, machte sie sich reisefertig. »So gebt mir nun mein Huhn«, sagte die Spinne, aber da hatten die Ziegen es tot getreten. Nun sollte sie ein anderes dafür bekommen. »Nein«, sagte die Spinne, »ich will mein Huhn haben, und wenn die Ziegen es tot getreten haben, dann müßt ihr mir eben eine Ziege geben.«

So ist die Spinne zu einer Ziege gekommen.

Im nächsten Dorf gab es einen bösen Hammel. Dort band die Spinne ihre Ziege an einen Baum, so daß der Hammel sie ergreifen konnte und ihr mit seinen Hörnern ein Bein zerschlug. Da wollte die Spinne nun den Hammel haben, weil die Ziege ja nicht mehr laufen konnte. So hatte sie also einen Hammel für ein Maiskorn erstanden.

Am Abend bat sie im nächsten Dorf um Nachtlager. »Ihr kennt ja den bösen Hammel aus dem Nachbardorf, den ich da gekauft habe«, sagte sie zu ihrem Gastgeber, »sperrt ihn lieber nicht in den Schafstall, sonst richtet er dort Schaden an. Laßt ihn bei den Ochsen schlafen.« Die Spinne ging selber mit und tat so, als wolle sie ihn anbinden. Sie hatte ihm aber eine Schlinge um den Hals gelegt und das Seil

an einen Pfosten gebunden. Als die Ochsen nun den Hammel sahen, wurden sie zornig und stießen ihn. Und als er fliehen wollte, zog sich die Schleife zu, und als am nächsten Morgen die Spinne kam, war er tot. Da wollte die Spinne nun einen Ochsen haben, einen starken, feisten Ochsen — und den bekam sie auch.

Weiter kam sie in ein Dorf, da war ein kleiner Junge gestorben. »Na, weint nicht«, sagte die Spinne, »ich gebe euch einen Ochsen dafür.«

Sie blieb dort, bis es dunkel wurde, nahm dann das tote Kind und ging mit ihm in das nächste Dorf. Dort trat sie in ein Gehöft. Als der Hausherr sie begrüßte und sie bat, die Nacht bei ihm zu bleiben, dankte sie und wollte das Kind ganz rasch zu Bett bringen — denn es schlafe schon, so sagte sie.

»Ja, ja, tu es nur«, sagte der Wirt, »wir haben viele kleine Buben hier, da legen wir ihn einfach dazu.«

»Ich muß dir aber sagen«, meinte die Spinne, »mein Kleiner benimmt sich oft schlecht.«

»Das schadet nichts«, lachte der Wirt, und so wurde der kleine Tote mitten zwischen die schlafenden Kinder gelegt.

Am Morgen dankte die Spinne für die Unterkunft und wollte ihr Kind haben. Da wurde ein Knabe hineingeschickt, der sollte es holen. Er schüttelte es, schaute es lange an, als es gar nicht munter wurde und rief: »Vater, Vater, das fremde Kind ist ja tot.«

Da fing die Spinne laut zu jammern an und der Hausherr fragte: »Wie kommt es, Spinne, daß das Kind tot ist?«

»Ja, ja«, schluchzte diese, »ich habe wohl gehört, wie die andern Knaben mit ihm geschimpft haben, weil er stank, und wie sie ihn verhaufen haben. Ich konnte nur nicht ganz richtig wach werden, um ihm beizuspringen. Nun müßt ihr mir mindestens ein anderes Kind geben; setzt euch zusammen und seht, welches ihr mir geben wollt.«

Da baten sie die Spinne um Verzeihung, aber ein Kind wollten sie ihr doch nicht geben. Wer gibt denn auch die eigenen Kinder weg? Aber die Spinne wurde schrecklich böse.

Da war nun ein kleiner Junge, der hatte mit seinem Bruder einen großen Streit. Da sagte er: »Mein Bruder war es. Er schlief neben dem fremden Kind, der hat es geschlagen und dann getötet.«

»Dann muß er auch mit der Spinne gehen«, sagten sie. Und so geschah es.

Als die Spinne nun wirklich mit einem Sklaven zum Himmel kam, da war Niamye einfach sprachlos.

Er bot der Spinne eine Frau aus purem Golde zur Belohnung. »Ach nein«, sagte die Spinne verlegen, denn sie hatte ja einen ganz andern Wunsch. Und sie schielte nach der Kalebasse, in der der liebe Gott die Märchen aufbewahrte und herausholte, wenn er welche erzählen wollte, denn zu jener Zeit kannte man auf Erden noch keine Geschichten. Da eilte ein Himmelsdiener hin, nahm die Kalebasse und sagte zu Niamye, die solle er doch der Spinne anbieten.

»Aber nein«, meinte der Herr, »wenn sie doch die goldene Frau nicht will, wie soll sie dann mit der Kalebasse zufrieden sein?«

Nun bekam die Spinne Mut und sagte: »Der Diener hätte das ja nicht vorgeschlagen, wenn ich nicht hingeschaut hätte.« Und da bekam sie die Märchenflasche.

Sie war nun sehr, sehr glücklich. Vor lauter Seligkeit ging sie wie im Traume dahin, und o je! da stolperte sie und fiel und die Kalebasse ging entzwei, und alle die kleinen Märchen rannten auf und davon, die Bäume hinauf, ins Gras, ins Gebüsch — weg waren sie! Da weinte die Spinne vor Schmerz und Zorn und rief ihnen nach: »Wenn ihr mir schon alle davonrennt, dann muß wenigstens von jetzt an ich in euch vorkommen.« Und seither gibt es die Spinnengeschichten.

Wie die Spinne den Leoparden überlistete

Zur Zeit der ersten Menschen und Tiere gab es nur einen Zauberer auf der Welt, das war der Leopard. Er fertigte Fetische für alle andern an, unterrichtete sie für Geld im Umgang mit Kobolden, und beriet sie, wenn ein böser Geist sie krank gemacht hatte.

Eines Tages ging er zur Spinne und sagte: »In deiner Pflanzung steht ein riesiger Iroko-Baum. Darin wohnt ein Kobold, der machen kann, daß deine Pflanzung soviel Yams trägt, daß du steinreich wirst. Wenn du dir den Kobold zum Freund machen willst, so fange ihm einen Leoparden und töte ihn am Fuß des Baumes — das wird ihm große Freude machen. Aber wenn du das nicht tust, wirst du ewig so eine arme Bettelspinne bleiben.«

»Ihr Leoparden seid doch aber die stärksten und gefährlichsten aller Tiere, ihr freßt uns andere auf — wie soll ich denn da einen von euch töten?«

»Tja«, sagte der Leopard und zuckte die Schultern, »du mußt dich natürlich ein bißchen umtun; ganz so einfach bekommt man die Gunst von so einem Kobold eben nicht.« Er trottete eilig davon, so daß die Spinne sehen konnte, daß er heute noch viele Zaubergeschäfte zu erledigen hatte, und sie froh sein konnte, daß er überhaupt zu ihr gekommen war.

Sie dachte die ganze Nacht darüber nach, wie sie wohl einen Leoparden fangen könnte.

Am andern Morgen stand sie auf, holte einen dicken Strick und steckte sich ein Stück Gold in den Mund. So ging sie zu dem Zauberer-Leoparden und sagte: »Pass' mal auf, ich kann dir ein feines neues Spiel zeigen, mit dem wir beide viel Geld verdienen werden. Nimm dieses Seil und fessele mich ganz fest damit.«

Das tat der Leopard, und als die Spinne sich nicht rühren konnte, sagte sie: »So, und nun mußt du mir in's Genick schlagen.« Als sie den Schlag bekam, ließ sie das Goldstück aus dem Mund fallen.

Da machte der Leopard große Augen: »Du, das ist ein feines Spiel. Das muß ich auch versuchen. Fessele mich nur stramm mit deinem Seil.«

Die Spinne zog die Stricke an, bis der Leopard nur noch ein dickes Bündel war. »So«, sagte er, »nun hau mir ins Genick, damit das Gold kommt.«

»Ja, mein Lieber«, höhnte die Spinne, »hast du mir nicht selbst gesagt, ich müßte einen

Leoparden fangen und ihn totschiagen, sonst bliebe ich immer eine arme Bettelspinne?« Sprachs, schaffte ihn in ihre Pflanzung und schlug ihm vor dem Teufelsbaum den Kopf ab.

Wie die Spinne fast verbrannt wäre

Die Spinne hatte Freundschaft geschlossen mit Anogle, jener großen weißen Made, die in umgestürzten Palmen wohnt, und die man gut essen kann. Einmal sagte Anogle: »Liebe Spinne, magst du wohl nächsten Montag einmal zu mir auf Besuch kommen?«

Am Montag kam die Spinne, und wie sie so beisammen saßen, sagte Anogle zu seiner Frau Aya: »Nun, was können wir denn unserm lieben Gast Gutes kochen? Stell mal einen Topf auf's Feuer!« Das tat die Frau, und als der Topf ganz heiß war, sprang Anogle hinein und sang: »Lieber Freund, lieber Kamerad, ich will viel gutes Fett aus meinem Körper schmelzen lassen, um dir ein feines Essen zu machen.« Wirklich begann es im Topf zu brodeln, denn die Anogle-Made ist mächtig fett.

Sie hielten dann ein vorzügliches Mahl, und als sie fertig waren, sagte die Spinne: »Nun mußt du aber nächsten Montag zu mir kommen, nicht wahr?«

Als sie dann eine Woche später bei der Spinne zusammen saßen, sagte diese zu ihrer Frau: »Na, was haben wir denn Gutes für unseren Freund?«

»Oh, es ist alles da«, antwortete die Spinnengattin, »Yams, Erdnüsse, getrocknete Fische und Palmöl.«

»Nein, du bist doch zu dumm«, fuhr sie die Spinne flüsternd an, »du hättest sagen sollen, es sei gar nichts da. Ich will doch der Made zeigen, daß ich auch zaubern kann! Stell' einen Topf auf's Feuer!« befahl sie laut.

Als der Topf heiß war, krabbelte die Spinne hinein und begann zu singen: »Jetzt will ich aus meinem Körper . . .«, aber weiter kam sie gar nicht; in dem Topf begann es mächtig zu rauchen, und die Spinne wäre beinahe verbrannt. »Schütt' Wasser rein, schütt' Wasser rein«, hörte man die Spinne noch ganz leise singen. So tat die Spinnenfrau, und so kam sie eben noch einmal mit dem Leben davon.

Darum aber, wenn man sieht, daß ein anderer Merkwürdiges tun kann, soll man ihn erst genau darüber befragen, bevor man es nachmacht.

Wie die Spinne
über ihre eigene List stolperte

Die Spinne nahm einmal einen Topf und ging zur Gazelle. »Heute machen wir eine feine Sache, meine Liebe«, sagte sie, »ich habe nämlich jetzt ein Rezept, um ganz gutes Wasser zu bekommen. Mach' mal ein großes Feuer!«

Als es ordentlich glühte und brannte, stellte die Spinne ihren Topf darauf und befahl der Gazelle, Wasser hineinzuschütten. »So«, sagte die Spinne, »jetzt steige ich in das Wasser und lasse mich drin kochen, und wenn ich gekocht bin, gehst du hinein. Das ist die neue Methode, gutes Wasser zu kriegen.«

Wirklich stieg sie in den Topf, aber als sie merkte, daß das Wasser heiß wurde, kletterte sie heraus, schüttelte sich und sagte: »Puh, ich wäre gekocht; jetzt kommst du dran!«

Die Gazelle stieg in den Topf, und die Spinne legte den Deckel auf. Dann hob sie leise schwere Steine darauf. Als das Wasser so heiß wurde, daß die Gazelle es trotz ihres starken Felles nicht mehr aushielt, rief sie: »So, ich bin gekocht, nimm den Deckel ab, daß ich hinaus kann!«

»Was?« höhnte die Spinne, »wenn einer gekocht ist, kann er doch nicht mehr sprechen! Bleib nur noch drin!« Sie schob noch ein großes Scheit ins Feuer, und da mußte die arme Gazelle sterben. Die Spinne und ihre Familie fraßen sie zum Mittagessen auf.

Nach dem Essen nahm die Spinne eine Kalbasse, füllte sie mit der Brühe, in der die Gazelle gekocht worden war, und ging zum Schwarzaffen. »Gib mir ein bißchen Wasser zu trinken, Schwarzaffe«, bat sie, und bekam es. Sie nippte daran und sagte: »Du, dein Wasser ist aber nicht so besonders. Da, versuch' mal von meinem!«

Der Affe trank. »Donnerwetter!« rief er und schmatzte, »was hast du bloß damit gemacht, das ist ja vorzüglich.«

»Tja, das möchtest du wohl wissen!« sagte die Spinne und tat recht verschmitzt. »Weil du's bist, will ich dich einweihen. Die Gazelle und ich, wir haben uns beide im Wasser kochen lassen, und dadurch ist es so würzig geworden!«

»Mach' das doch auch einmal mit mir!« bat der Affe, und die Spinne willigte ein, obwohl,

wie sie sagte, sie eigentlich schon reichlich von dem guten Wasser habe. Aber ihm zuliebe . . . !

Als dann die Spinne aus dem Topf geklettert war, stieg der Affe gleich mit seiner ganzen Familie hinein. Als das Wasser heiß wurde, riefen sie: »Laß uns hinaus, wir sind schon ganz gekocht.«

»Was, gekocht seid ihr?« rief die Spinne wieder, »wenn einer gekocht ist, kann er doch nicht mehr reden!« Und so starben auch die Affen.

Nun war aber in der Schwarzaffen-Familie ein kleines Äffchen, das krank und deshalb in der Hütte geblieben war. Als das merkte, daß die Spinne Vater und Mutter und alle Geschwister zu Tode gekocht hatte, ging es zum Schimpansen und klagte ihm sein Leid.

»Na, warte nur«, sprach der, »wenn die Spinne zu mir kommt, die werde ich reinlegen!« Es dauerte auch gar nicht lange, da kam die Spinne wirklich, bat den Schimpansen um Wasser und fädelt wieder ihre Sache ein. Der Schimpanse tat auch so, als ob er schrecklich gern von dem neuen Wasser bekäme.

Aber als die Spinne in den Topf gestiegen war, beschwerte er den Deckel mit Steinen, und als sie rief »Ich bin gekocht, laß mich hinaus«, da antwortete er: »Wieso denn gekocht? Wenn man gekocht ist, kann man doch nicht mehr sprechen!!« Und so mußte die schlaue Spinne an ihrer eigenen List zugrunde gehen.

Deshalb, wenn man einen Kniff kennt, soll man damit hübsch zurückhaltend sein und ihn nicht zu oft anwenden.

Ihr wißt, daß es bei uns Baule Sitte ist, sich selber einen Namen zuzulegen, der einem gefällt. Aber es gehört sich nicht, daß man einen Namen annimmt, den schon ein anderer gewählt hat. Davon will ich euch eine Geschichte erzählen.

Die Spinne ging einmal mit Kotrolombo, der Antilope, die so groß wie eine Kuh ist, nach dem Dorf, in dem der liebe Gott wohnt, um diesen zu besuchen. Unterwegs sagte die Spinne: »So, ich will mich nun ‚ma oisanga‘ nennen, das heißt ‚Der alles gemacht hat‘.« Kotrolombo meinte von sich, sie sei so schön, sie habe es nicht nötig, sich noch einen Ziernamen zuzulegen.

So gingen sie weiter, aber als sie kurz vor Gottes Dorf waren und etwas aufgeregt wurden wegen der vielen hohen Herrschaften, vor die sie nun treten sollten, sprach die Antilope: »Ich will doch den Namen annehmen, den du für dich gewählt hast: du bist ja viel zu klein, um ‚der Alles-Macher‘ zu heißen.« Die Spinne sagte gar nichts. Als sie dann im Dorf ankamen, fragte die Antilope: »Na, wie willst du dich jetzt nennen?«

»Tja«, antwortete die Spinne nachdenklich, »sagen wir ‚Hier sind die Fremdlinge abgestiegen‘.«

Als sie dann ihre Audienz bei Niamye hatten, richtete die Spinne es so ein, daß sie sich nach der Antilope verabschiedete und flüsterte dem lieben Gott zu: »Mein Kamerad ist ein übler Gesell, du siehst ja, was er für einen verdächtigen Namen hat, ‚Ich habe alles gemacht‘.

Du tust schon gut, ihn in einem Haus mit einer neuen Türe¹ einzuquartieren.«

»Danke«, sagte der liebe Gott, »ich habe so eins — da soll er drin wohnen.«

So mußte die Antilope hinter Schloß und Riegel wohnen, während die Spinne davor auf der Veranda schlief. Als die Diener mit dem Essen für die Gäste kamen und fragten, »wo sind die Fremdlinge abgestiegen«, rief die Spinne: »Hier sind die Fremdlinge abgestiegen!« Und weil das ihr Ziername war, fiel der Antilope drinnen der Schwindel gar nicht auf. So bekam die Spinne alles und sie nichts. Und es war viel feines Essen und guter Palmwein, wie das eben so ist, wenn man bei einem mächtigen Häuptling zu Gaste ist. Die Spinne konnte gar nicht alles alleine aufessen. Sie rief die Kinder und ließ sie nach Herzenslust essen, bis nichts mehr da war. Dann sagte sie: »Kinder, ich habe euch zu essen gegeben; wenn ihr daraufhin etwas machen müßt, dann müßt ihr auch zuerst bei mir um Erlaubnis fragen.«

Gegen Abend kam eines nach dem andern und bat um die Erlaubnis. Da öffnete die Spinne die Türen zu dem Gefängnis der Antilope, von denen eine hinter der andern war, und vor eine jede setzte ein Kind sein Häufchen. Als sie fertig waren, schloß die Spinne die Türen wieder und man ging schlafen.

Am andern Morgen ging die Spinne zum lieben Gott und sprach: »Da hast du's nun! Ich habe dir ja gleich gesagt, daß mein Kamerad ein ganz übler Bruder ist. Komm und schau dir an, was er angestellt hat, obgleich er im Gefängnis ist.«

¹ Gefängnis.

Da ging Niamye mit der Spinne und sah sich die Bescherung an. »Wer ist denn das?« rief er zornig.

»Ma oisange (Ich habe alles gemacht)«, rief die Antilope drinnen, denn das war ja ihr Name und sie dachte, man käme, um sie endlich zu befreien.

Da riß der liebe Gott die Türe auf und befahl ihr, all den Dreck zusammen zu lesen. »Aber, Herr, das war ich doch nicht«, rief die Antilope entrüstet.

Gott aber war sehr ärgerlich. »Glaubst du, daß man mit mir streiten kann?« fuhr er die arme Antilope an. Da war nichts zu machen — sie mußte alles säubern, während die Spinne mit dem lieben Gott zum Mittagessen ging.

Deshalb, wenn man einen guten Freund hat, der sich einen hübschen Namen zugelegt hat, so soll man ihm den nicht wegnehmen.

Eine lange Geschichte von der Spinne und dem Chamäleon

Die Spinne ging einmal zum Chamäleon und sagte: »Chamäleon, komm, wir wollen einmal den lieben Gott besuchen gehen!«

Unterwegs sagte sie dann: »Und nun wollen wir uns noch schöne Namen zulegen, damit wir beim lieben Gott was vorstellen. Du sollst ‚Wongwe‘, ‚der Einheimische‘, heißen — und ich will mich ‚Aafue‘, ‚der Fremdling‘, nennen. Und dann wollen wir's so halten, daß alles, was man für ‚Einheimische‘ bringt, für dich bestimmt ist — und wenn etwas für

‚Fremde‘ kommt, soll es mir gehören. So werden wir nie Palaver haben.«

Als sie bei Niamye ankamen, gab man ihnen Unterkunft, und dann brachte eine von Niamyes Töchtern ihnen Essen. »So, das ist für die Fremdlinge«, sagte sie, als sie es hinstellte.

»Also für mich«, bemerkte die Spinne, als das Mädchen gegangen war, zog die Schüsseln zu sich her und aß alles alleine auf, während das arme Chamäleon hungrig daneben saß.

Natürlich wiederholte sich das nun bei jeder Mahlzeit, denn für »Einheimische« bringt man doch kein Essen!!

So ging es vier Tage lang. Das Chamäleon war schon ganz abgemagert und schlich matt um's Dorf auf der Suche nach etwas Eßbarem. Endlich fand es in einer Abfallgrube ein Stück Yams und begann gierig daran zu knabbern. Da kam Niamyes Tochter. »Warum ißt du denn s o w a s?« fragte sie freundlich, »wirst du denn bei uns nicht satt?«

»Ach«, antwortete das Chamäleon, »seit ich vor vier Tagen hierherkam, habe ich noch nichts gegessen!«

»Aber, wer ißt denn dann all die Gerichte, die ich euch jeden Tag bringe?«

»Ja, weißt du«, antwortete das Chamäleon, »ich habe mit der Spinne ausgemacht, daß sie ‚Fremdling‘ und ich ‚Einheimischer‘ heißen soll, und daß dann ihr alles gehören soll, was man für Fremdlinge, und mir alles, was man für Einheimische bringt. Und nun heißt es bei jeder Mahlzeit: ‚Das ist für die Fremdlinge!‘«

»Na, du sollst jetzt auch etwas Ordentliches kriegen, warte nur!« lachte die Himmels-tochter.

Sie ging und erzählte die Geschichte ihrem Vater. Der mußte auch lachen. »So schlachtet heute einen Hammel und macht ein ganz feines Essen!« sprach er.

Als es fertig war, brachte das Mädchen es den beiden und sagte: »So, da ist das Essen für die Fremdlinge und die Einheimischen!«

Gleich wuselte die Spinne auf die größte Schüssel zu, aber als sie sie aufdeckte, war gar nichts drin; das bescheidene Chamäleon hatte sich die kleinste genommen, und darin waren die feinsten Brocken.

Während die Spinne auf ein Mittel sann, zu des Chamäleons Hammelfleisch zu kommen, kam ein Bote von Niamye, der ausrief, daß man einen Trommler suche. »Mein Kamerad ist ein vorzüglicher Trommelspieler«, rief die Spinne, und dachte, während das Chamäleon Gott etwas vortrommele, könnte sie rasch das Essen verschlingen. So dumm war das Chamäleon aber nicht; es nahm sein Töpfchen mit und stellte es unter die Trommel, bis die Vorstellung aus war. Aber es hatte nun genug von der Spinnen-Freundschaft und schlug vor, sie wollten abreisen.

Niamye wollte beiden noch ein Gastgeschenk geben, aber er wußte jetzt, was von der Spinne zu halten war. So holte er eine kleine magere Ziege und einen großen wertvollen Jagdhund. Der Ziege band er ein dickes Seil um den Hals, dem Hund aber einen dünnen Baumwollfaden. Dann versteckte er die Tiere am Wegrand im Gebüsch und ließ nur die Enden der Schnüre

heraushängen. Man rief die zwei und Niamye sprach: »So, nun zieht hier an diesen Enden, und was ihr herauszieht, das soll euer Geschenk sein!«

Natürlich stürzte sich die Spinne gleich auf die dicke Schnur — aber da kam bloß die magere Geiß zum Vorschein; und daneben zog das Chamäleon einen prachtvollen Jagdhund heraus, der soviel wert war wie eine Flinte.

Nun machten sich die beiden auf den Weg. Die Spinne sann und sann darüber nach, wie sie den Hund bekommen könnte. Oder wenigstens sollte das Chamäleon nicht mit einem schöneren Geschenk als sie heimkommen!

Sie kamen an einen freien Platz. »Hier wollen wir nun unsere Tiere schlachten und aufessen«, schlug die Spinne vor und schnitt ihrer Ziege die Kehle durch.

Aber das Chamäleon ließ sich nicht drankriegen. »Nein, nein«, sagte es, »lieber hungere ich jetzt ein bißchen und bringe dafür meinen schönen Hund gesund nach Hause.«

Die Spinne war wütend, aber sie ließ sich nichts anmerken, fraß alles alleine auf, nahm den Ziegenkopf unter den Arm und marschierte neben dem Chamäleon fort.

Ein Stück weiter graste eine Gazelle ganz nahe beim Weg und ergriff die Flucht, als die Wanderer kamen. Als der Hund sie sah, raste er hinter ihr her. Da packte die Spinne ihren Ziegenkopf, schleuderte ihn hinter der Gazelle her und rief: »Pack sie, pack sie!« Darauf rannte sie selber nach und fand die Gazelle tot im Gras; der Hund hatte ihr die Kehle durchgebissen. Sie nahm das Tier,

schleifte es auf den Weg, wo das Chamäleon wartete, und sagte: »Da schau, was mir mein Ziegenkopf gefangen hat: eine große Gazelle!«

»Was, dein toter Kopf soll eine Gazelle getötet haben?« fragte das Chamäleon fassungslos über solche Unverschämtheit.

»Jawohl«, antwortete die Spinne mutig, »und deshalb gehört die Gazelle mir.«

Das Chamäleon schwieg; aber bald darauf kam man in ein Dorf, in dem sein Hund einer Ziege das Bein durchbiß. »Das Chamäleon muß bezahlen«, hieß es.

»Mein Hund jagt gar nicht«, antwortete das Chamäleon, »vorhin haben wir eine Gazelle gesehen und der Ziegenkopf der Spinne hat sie gefangen, nicht der Hund. Deshalb muß es auch der Ziegenkopf gewesen sein, der das Unglück da angerichtet hat.«

»Ach, Unsinn!« sagte die Spinne, »wenn man eine Ziege schlachtet, was kann dann ihr Kopf noch anstellen? Natürlich hat dein Hund vorhin die Gazelle gefangen, aber ich habe dir eben was weisgemacht.«

»Schön, dann gib mir die Gazelle«, sagte das Chamäleon, und da mußte die Spinne nun nachgeben! Dann bat es die Dorfbewohner um Verzeihung, und weil sie sich freuten, daß die Spinne hereingefallen war, mußte es nicht einmal etwas für die verletzte Ziege bezahlen.

Sie reisten nun weiter und kamen an einen großen Sumpf. Die Spinne ließ sich an einem Faden von einem Baumast hinunter und schwamm an's andere Ufer; das Chamäleon aber kann nicht schwimmen. Sein Hund fing an zu weinen. Da sah das Chamäleon die Spinne zurückkommen und versteckte sich

rasch auf dem Rücken des Hundes, denn es ahnte, daß die Spinne etwas Böses im Schilde führe. Die Spinne kam die Uferböschung heraufgeklettert, zog ein langes Messer und wisperte vor sich hin: »Aha, das Chamäleon ist unterwegs im Wasser, nun eile ich, rasch seinen Hund zu töten und aufzufressen.«

Als sie aber gerade das Messer ansetzen wollte, rief eine Stimme vom Hunderücken: »Nanu, was machst du denn da mit meinem Hund?« Und schon stürzte sich das Chamäleon auf die Spinne und sie verdroschen sich gegenseitig. Als sie beide müde waren und die Schläge nur noch mühsam fielen, nahm das Chamäleon nochmals seine ganze Kraft zusammen und boxte die Spinne mitten ins Gesicht, da wurde ihr Mund nach innen gekehrt, so daß man noch heute die Zähne nicht sehen kann. Nun holte die Spinne auch noch einmal aus und gab dem Chamäleon eine rechts und eine links auf den Bauch, und daher hat das Chamäleon solch schmalen Leib bekommen.

Wie die Ratte

einmal schlauer als die Spinne war

Alle Tiere waren einmal zum lieben Gott gegangen, um dort im Himmel ein paar Wochen lang Fronarbeit zu tun. Als die Zeit um war, stiftete ihnen Gott einen Ochsen, den sie schlachten und alle miteinander verzehren sollten. Als das Essen soweit war, rief die Spinne: »Einen Augenblick, da drüben ruft mich jemand!« Sie ging und verschwand hinter einem großen Baum.

Als sie wiederkam, fragten einige: »Wer hat dich denn gerufen?«

»Ja, dort sitzt ein großer Kobold in dem Baum«, antwortete die Spinne, »der ist ein Feinschmecker, und er möchte gern einen Schenkel von unserem Ochsen haben.«

»Gut, gut, gut, gut«, sagten alle Tiere, »wir wissen, in großen Bäumen wohnen mächtige Koblode, bring ihm nur den Schenkel.«

Die Spinne nahm das Stück und versteckte es hinter dem Baum. Dann kam sie wieder und verkündete, daß da ein Sumpf sei, der verlange den andern Schinken. Der wurde auch genehmigt, und als die Spinne wieder kam, verlangte sie ein drittes Stück für ein drittes Zauberwesen, und so trieb sie es, bis von dem ganzen Ochsen nichts mehr übrig war. Kein Stück hatten die andern davon bekommen.

»Da bleibt uns nichts anderes übrig, als eben hungrig in unsere Dörfer zurückzugehen«, sagten die geduldigen Tiere.

Als sie alle fort waren, schlich die Spinne heimlich zurück, um ihren Ochsen zu holen.

Aber die Ratte hatte wohl bemerkt, was sie sich da wieder geleistet hatte. Sie ging der Spinne entgegen. Als diese die Ratte sah, warf sie ihre Fleischbrocken rasch ins hohe Gras; aber die Ratte hatte es natürlich genau gesehen. »Du, Spinne«, sagte sie traurig, »das muß ja schlimmes Fleisch gewesen sein. Der Ochse war sicher schwer krank. Denk nur, all meine Angehörigen, die ja gar nichts davon gegessen haben, sind schon vom bloßen Ansehen gestorben.«

»Oh Gott«, rief die Spinne entsetzt und dachte, ein Glück, daß sie mir das noch gesagt hat! Nichts wie fort von dem giftigen Fleisch!

Sie rannte ins Dorf zurück und kam noch ganz bleich da an, so grauste ihr bei dem Gedanken, was ihr hätte zustoßen können. Auf dem Pfad aber saß die Ratte, hielt sich den Bauch vor Lachen und freute sich auf das schöne Ochsenfleisch.

Wie die Spinne der Eidechse ihre Schulden mit einem Loch bezahlte

Die Spinne hatte einmal von der Eidechse Yams gekauft, aber nicht gleich bezahlt. Nach einiger Zeit kam die Eidechse und forderte ihr Geld.

»Ich kann nicht bezahlen«, jammerte die Spinne, »ich habe keinen Pfennig.«

Aber die Eidechse wußte, mit wem sie es zu tun hatte. »Auf der Stelle bekomme ich mein Geld, oder irgend etwas anderes, das ebensoviel wert ist.«

»Da kann ich dir höchstens mein Haus geben«, antwortete die Spinne und deutete auf ihr Loch, »das ist das einzige, was ich habe.«

Natürlich nahm das die Eidechse nicht an; was sollte sie mit dem engen Spinnenloch tun!?

Da rannte die Spinne davon und suchte den Adler in seinem Nest auf. »Freund Adler«, sagte sie, »siehst du dort die Eidechse vor meinem Loch? Hol sie dir doch!«

»Fein«, sagte der Adler, »danke schön!«

Als die Eidechse den Adler aus seinem Baum herabstoßen sah, floh sie in das Spinnenloch.

Der Adler setzte sich davor und wartete. Da kam die Spinne zurückgekrabbelt: »Ah, Eidechse, hast du nun doch mein Haus in Besitz genommen!? Schön«, höhnte sie, »dann wären wir ja quitt.« So hatte sie ihren Yams mit einem Loch bezahlt.

Warum die Spinne kein eigenes Haus mehr hat

Zur Zeit der ersten Menschen und Tiere war einmal eine große Hungersnot in der Welt. Der Spinne, die ja ein kleines, schwaches Tier ist, ging es besonders schlecht. Sie sann und sann, wie sie sich wohl etwas stehlen könnte. Eines Tages flocht sie sich einen Leichenkorb, also genau so ein längliches Traggestell, wie man es heute noch hat, wenn man einen Toten auf dem Kopfe fortträgt. Den Korb nahm sie auf den Kopf und ging über Land, um da und dort auf den Feldern Yams zu stehlen. Wenn sie durch ein Dorf kam, so fing sie an, laut zu weinen und zu klagen: »Ach, meine Mutter ist gestorben, da trag ich sie auf dem Kopf.«

So trieb sie es tagaus, tagein. Bis der Häuptling eines Dorfes, durch das sie jeden Tag kam, nachdenklich wurde und auf dem Marktplatz sagte: »Ich weiß nicht, jeden Tag kommt da die Spinne mit ihrem Leichnam. Und jeden Tag stiehlt man meinen Yams. Man trägt doch einen Leichnam nicht zehn Tage lang auf dem Kopf spazieren! Wenn sie heute wieder kommt, soll man einmal nachsehen, was sie in ihrem Korbe hat.«

Es dauerte nicht lange, da kam die Spinne aus dem Wald und wollte durch das Dorf. »Ach«,

jammerte sie, »meine arme alte Mutter ist tot.« Und sie schluchzte herzerbrechend.

Als sie aber über den Dorfplatz ging, war sie plötzlich von Leuten umstellt. »Nimm deinen Korb herunter«, befahlen sie, »und laß sehen, was drinnen ist.«

»Das ist der Leichnam meiner Mutter, den kann ich euch doch nicht zeigen!« sagte die Spinne.

Da rissen sie ihr einfach den Korb weg, öffneten ihn und fanden ihn voll Yams. Man jagte die Spinne fort, und alle Häuptlinge einigten sich, daß keiner die Diebin in sein Dorf aufnehmen sollte. Seither hat die Spinne keine eigene Wohnung mehr, sondern muß in fremden Häusern heimlich schlafen gehen.

Die Spinnenfrisur

Als die Spinne geheiratet hatte, frisierte sie die Haare ihrer Frau in vier Teile und gab jedem Teil einen Namen: den vorne über der Stirn nannte sie »Der Sohn des Mannes ist gut«, den über dem rechten Ohr »Der Sohn der Frau ist schlecht«, den überm Nacken »Der Fremdling bringt den Streit in Ordnung« und endlich den Teil über dem linken Ohr »Immer sind's die Weiber, die Streit bringen«.

Als die Frisur fertig war, nannte sie ihrer Frau die Namen und sagte: »Jetzt will ich zu allen Menschen und Tieren gehen und sie fragen, ob einer raten kann, welche vier Namen ich den Teilen in deiner Frisur gegeben habe. Wenn es einer herausbekommt, soll er dich

zur Frau haben. Aber du darfst nichts ver-
raten!«

Während die Spinne so bei allen Menschen
und Tieren verkündete, daß sie ihre Frau dem
geben würde, der die Namen ihrer Frisur sa-
gen könne, schlich sich ihre Frau von zu Hause
fort und ging zu Niamye, dem Himmels-gott.
»Wenn mein Mann heute oder morgen zu dir
kommt und dich die vier Namen für meine
Frisur raten läßt, so sag ihm so: (und sie
nannte ihm die Namen), dann muß er mich dir
zur Frau geben und ich kann immer bei dir
bleiben.«

Am andern Tage ließ Gott die Spinne zu sich
holen und sprach: »Du hast da gestern ver-
kündet, daß derjenige deine Frau haben soll,
der die Namen für ihre Frisurteile sagen
kann. Nun, ich weiß sie«, und er nannte die
Namen, wie sie ihm die Spinnenfrau gesagt
hatte.

»Dann muß freilich meine Frau jetzt bei dir
bleiben«, sagte die Spinne.

Aber da erzürnte sich Gott. »Fangt die Spinne,
ich will sie töten«, rief er. »Niemand soll seine
Frau so verspielen.«

Die Spinne floh, aber man ergriff sie an ihrem
Lendentuch und warf sie zu Boden. Der
Schwestersohn der Spinne stand dabei, der
meinte kühl: »Man sollte ihr aber das schöne
Lendentuch abnehmen, bevor man sie tot-
schlägt, sonst wird das noch blutig.«

Da sprach der Sohn der Spinne: »Wie? soll
das Tuch mehr wert sein, als mein Vater?
Wenn mein Vater stirbt, soll das Tuch mit-
sterben!« Aber der Grausame riß das Tuch
weg — da gab die kleine Spinne dem Vater
ihr eigenes.

Man richtete alles zur Hinrichtung; aber als
die Spinne gerade den Todesstoß erhalten
sollte, kam ein Fremdling. »Ach, laßt doch die
arme Spinne«, sagte er, »viel Böses kann doch
so ein Tierlein nicht gemacht haben.« Da
schämte man sich vor dem Fremden und ließ
die Spinne laufen.

»Siehst du«, sagte die Spinne zu Hause zu
ihrem Sohn, »deshalb habe ich den vier Teilen
der Frisur meiner Frau diese Namen gegeben:
,Der Sohn des Mannes ist gut', ,Der Sohn der
Schwester ist schlecht', ,Der Fremdling wird
den Streit schlichten' und ,Es sind immer die
Weiber, die Palaver bringen'.«

Wie die Spinne von ihrer eigenen Frau überlistet wurde

Die Spinne und das Chamäleon waren gute
Freunde. Einmal gingen sie zusammen in den
Busch, um sich etwas zu essen zu suchen, denn
im ganzen Dorf waren keine Nahrungsmittel
mehr. Sie fanden ein Bäumchen mit herrlichen
reifen Papaien.

»Die gehören mir«, rief das Chamäleon, »ich
habe sie zuerst gesehen.«

»Nein, ich!« schrie die Spinne, rannte gierig
den Stamm hinauf und fraß sie alle auf.

Ein wenig weiter stand ein hohler Baum, dar-
in hatte sich ein großes Bienenvolk eingebaut.

»Ich will etwas Honig trinken, bevor wir wei-
tergehen«, sagte die Spinne und streckte den
Kopf in die Baumhöhle. Da schloß der Baum
das Loch und hielt die Spinne am Kopf ge-
fangen.

»Geh, hol' eine Axt und hau' den Stamm auf«,
bat die Spinne das Chamäleon.

»Du hast doch alle Papaien aufgegessen und mir gar nichts davon abgegeben«, antwortete das Chamäleon, »jetzt bin ich leider zu schwach vom Hunger, um den weiten Weg ins Dorf zu gehen.«

»Ich will dir was sagen«, rief die Spinne aus dem Loch, »in meiner Tasche habe ich noch ein paar Bananen versteckt. Nimm sie dir und iß sie; dann geh' und hol' die Axt!«

Damit war das Chamäleon einverstanden, aß die Bananen und machte sich auf den Rückweg. Während es noch unterwegs war, gelang es der Spinne, ihren Kopf aus dem Loch zu zerren; aber, oh weh, die ganze Haut vom Kopf ging dabei ab, und so fand sie das Chamäleon.

»Was mache ich nun?« jammerte die Spinne, »ich kann mich doch so nicht mehr sehen lassen!«

Aber die Spinne ist das schlaueste von allen Tieren, und bald kam ihr ein Gedanke. »Ich stülpe mir einfach die Haut wieder über«, sagte sie zum Chamäleon, »und wenn wir in's Dorf kommen, sagen wir, wir wollten morgen ein Tanzfest machen. Dann werden alle Frauen ihren Männern die Frisuren richten. Wenn mir dann meine Frau die Haare aufzupft, wird sie auf einmal Haare und Haut in der Hand haben und ich kann dann sagen, sie wär's gewesen. Dann muß sie mir als Entschädigung einen Ochsen bezahlen — und wir haben für eine ganze Zeit feines Essen.«

So machten sie es, und als die Spinnenfrau ihren Mann frisieren wollte und mit dem Kamm die Haare aufzupfte, da hing auf einmal die Kopfhaut am Kamm.

»Meine schöne Haut«, zeterte die Spinne, »was hast du angestellt? Für mein ganzes Leben

hast du mich unglücklich gemacht! Wie willst du denn das wieder gutmachen? Kauf mir bloß gleich einen schönen Ochsen; das ist wirklich das wenigste, was ich verlangen kann!«

Die Frau merkte wohl, daß etwas nicht stimmte, aber sie sagte nichts darüber und versprach, den Ochsen zu kaufen.

Sie ging und verschaffte sich einen Ochsenchwanz. Den steckte sie in die Erde, so daß nur die Quaste herausschaute. Dann ging sie zu ihrem Mann und sagte: »Ich habe von Assie, der Erdgöttin, einen schönen Ochsen für dich gekauft. Siehst du dort seinen Schwanz herausschauen? Geh und zieh den Ochsen heraus!«

Die Spinne zog fest an der Quaste — und hielt den Schwanz in der Hand. »Aber das ist doch kein Ochse!« schrie sie erbost.

»Ja, da kann ich auch nichts machen«, antwortete die Frau, »ich habe den Ochsen von der Erde gekauft und ihn schon bezahlt. Wenn sie ihn dir jetzt nicht geben will — das ist dein Palaver.«

Da lachten alle Leute die Spinne aus, und sie schämte sich, weil sie doch das schlaueste aller Tiere ist und sich doch von der eigenen Frau hatte überlisten lassen.

Der Spinnen-Sohn

Die Spinne hatte einen kleinen Sohn namens Kuami, der machte ihr große Sorgen. Immer wenn sie ihm etwas auftrug, weigerte sich der Kleine, es zu tun; er ging nicht, wenn sie ihn irgendwohin schickte, und er rührte sich nicht, wenn ihn der Vater bat, ihm zu helfen.

Eines Tages hatte ihn der Vater mit auf die Pflanzung genommen, wo er sich an den Weg-

rand legte und faulenzte. Man hatte Essen mitgenommen und in den Schatten gestellt, und als es Zeit war, rief die alte Spinne: »So, hol' das Vesper!«

»Hol's doch selber!« brummte der Kleine und blieb ruhig liegen.

Da riß der Spinne die Geduld. »Ich bin dein Vater«, schrie sie, »ich habe dich mit viel Mühe erzogen, damit du klug und listig wirst und mehr weißt, als die anderen Tiere — und nun drehst du das gegen mich selber und benimmst dich so unverschämt. Jetzt werde ich zur Strafe alles, was ich dir beigebracht habe, aus deinem Kopf wieder herausnehmen.« Er ging und holte eine große Kalebasse. »So«, sagte er, »in diese Kalebasse habe ich jetzt dein ganzes Wissen gesteckt. Aber wenn ich sie hier lasse, wirst du sie am Ende stehlen, während ich an der Arbeit bin. Nein, ganz oben auf diesen Baum will ich sie hängen.« Sie band sich das Gefäß an den Gürtel vor den Bauch und wollte so auf den Baum steigen, aber es ging nicht.

»Oh, Vater«, rief der Kleine, »du bist doch zu dumm! Du mußt natürlich die Kalebasse auf den Rücken hängen, sonst kommst du nie hinauf. Und da sagst du, du hättest alles Wissen von mir genommen! Wissen und Verstand kann man niemandem wegnehmen!!«

So hat das Spinnenpack immer Palaver untereinander, weil einer klüger als der andere ist.

Die Spinne und die Wahrheit

Die Spinne nahm eines Tages eine Kalebasse, sagte das Wort »Wahrheit« hinein, hing sie auf den Rücken und machte sich auf den Weg — irgend wohin. Sie dachte sich, nun

hätte sie die Wahrheit auf dem Rücken und müsse immer das Richtige wissen.

Unterwegs kam sie an ein Wasser und sah darin Bananen. Sie tauchte unter, fand aber nichts. Sie stieg ans Ufer, da sah sie wieder die Bananen, tauchte, fand wieder nichts, und so ging das fort, bis sie todmüde war.

Schließlich kam eine Frau des Wegs, der klagte sie ihren Kummer. Die Frau sagte: »Nimm die Kalebasse ab, damit du nach oben schauen kannst!« Da sah die Spinne, wo die Bananen hingen und holte sie herunter.

Vor Zorn darüber, daß die Kalebasse, in die sie die Wahrheit hineingesprochen, ihr gerade die Wahrheit verborgen hatte, zerschlug sie sie auf einem Stein. Und die Tiere und Menschen standen um sie herum und lachten sie aus.

Noch eine Geschichte vom Chamäleon und der Spinne

»Chamäleon«, sagte die Spinne einmal, »komm, das Wasser im Bach fällt von Tag zu Tag, wir wollen Fischdämme bauen, damit wir mal wieder etwas Ordentliches zu essen kriegen.«

Als sie am Wasser angekommen waren, meinte die Spinne: »Na, du verstehst ja nicht viel von so etwas, du bist eben überhaupt ein bisschen dumm. Deshalb werde ich auch den größeren Teil der Fische nehmen, die wir fangen.«

»Das werden wir ja sehen«, antwortete das Chamäleon.

Sie legten drei schöne Dämme an, und als sie am andern Morgen wiederkamen, war das

Wasser vor dem einen voller Fische. Gleich griff die Spinne ins Wasser und wollte die Beute selber verteilen, wie es ihr gefaßt hätte.

»Ach, lass' nur«, sagte das Chamäleon, »nimm du nur alles! Morgen bekomme ich dann den ganzen Fang, und da werden ja dann mindestens zwei Dämme voll sein.«

»Nein, nein!« rief die Spinne aufgeregt, »natürlich, nimm du nur heute, was da ist, und morgen bin ich dann an der Reihe.« Da nahm das Chamäleon die Fische, ging heim und hatte mit seiner ganzen Familie einen guten Tag.

Am nächsten Morgen wanderten die beiden wieder zum Bach — richtig, da waren zwei Dämme voll schöner Fische. »So, das gehört also dir!« sagte das Chamäleon. »Morgen, wenn bei ganz niedrigem Wasser alle drei Dämme voll sind, bin ich dann wieder dran.« »Das wäre noch schöner«, entrüstete sich die Spinne. »Ich bin wahrhaftig die Klügere von uns beiden, also muß ich die Beute morgen kriegen. Nimm dir nur die lumpigen paar Fische heute!« Das Chamäleon schmunzelte, nahm die Fische, trocknete sie und hatte Vorrat für lange Zeit.

Am kommenden Tag und in der Nacht lief das Wasser so schnell ab, daß gar keine Fische mehr kamen.

Als die zwei Fischer am Morgen nachsehen wollten, war auch nicht ein einziger Fisch hinter den Dämmen, und der Fluß war für dieses Jahr ausgetrocknet.

»Nun habe ich immer geglaubt, ich wäre das klügste und listigste von allen Tieren«, sagte die Spinne, »aber da sehe ich nun, daß mir das Chamäleon doch noch was vormachen kann. So ein schlaues Luder!!«

Eine List muß man richtig anwenden

Vor langer Zeit, damals als die Tiere noch wie Menschen in Dörfern lebten, kam einmal eine furchtbare Trockenheit über die Erde. Es war kein Tropfen Wasser mehr zu finden, und Menschen und Tiere litten schrecklichen Durst. Nur die Buschteufel hatten noch einen Teich voll klaren Wassers, aber daran wagte sich natürlich niemand.

Nun sann die Spinne auf ein Mittel, wie sie dennoch aus dem Teufelsteich Wasser stehlen könne. Und eines Tages nahm sie zwei Flaschenkürbisse und band sie aneinander, so wie man sie sich umbindet, wenn man nicht gut schwimmen kann; sie tragen einen dann. Sie bohrte in jeden ein kleines Loch; dann ging sie zum Teufel-See.

Die alten Teufel waren alle auf der Jagd und hatten nur zwei Teufelskinder zurückgelassen, den See zu hüten. Zu denen sprach die Spinne: »Kinder, seht, wie schmutzig ich bin. Geht, laßt mich in eurem Wasser ein wenig baden und schwimmen.«

»Von uns aus geh hinein«, antworteten die Teufelchen, »nur darfst du keinen Tropfen Wasser mitnehmen!«

»Natürlich nicht«, sagte die Spinne, zog sich aus, schnürte die Kalebassen um und stieg in den See. Langsam quallerte das Wasser in die Flaschen, und als sie voll waren, stieg die Spinne heraus, ging ins Dorf zurück und freute sich mit ihrer Frau und ihrem Söhnchen, daß sie nun für längere Zeit zu trinken hatten.

Eines Tages kam der Sohn der Hyäne zu ihnen auf Besuch und sie gaben ihm auch ein wenig

Wasser. Als das Hyänenjunge dann nach Hause kam, sagte es: »Vater, wir finden doch schon seit Wochen kein Wasser mehr, und da ist die Spinne, die hat eine ganze Menge.«

Da machte sich die alte Hyäne auf, um die Spinne nach ihrem Geheimnis auszuhorchen. Sie nahm ein Ei in den Mund, so daß es aussah, als hätte sie einen geschwollenen Backen. »Spinne«, sagte sie, »du verstehst doch etwas von der Heilkunst. Ich habe da ein Geschwür im Mund, schau' doch mal nach und drücke es mir aus.« Die Spinne steckte ihren Finger in das Maul, da biß die Hyäne zu und hielt ihn fest. »So«, sagte sie, »und du zeigst mir jetzt auf der Stelle, wo du dein Wasser her hast — andernfalls beiße ich dir glatt den Finger ab.« »Oh, warum denn nicht«, antwortete die Spinne ruhig, »komm' nur mit, ich werde dir sagen, wie ich dazu gekommen bin.« Da ließ die Hyäne den Finger los und die Spinne verriet ihr, wie sie das mit den Kalebassen gemacht hatte.

Die Hyäne dachte aber, weil sie ein starkes Tier und die Spinne nur ein ganz schwaches ist, sie könnte auf diese Art sogar zwei Töpfe und nicht nur solch kleine Kürbisse füllen. Also ließ sie von ihrer Frau zwei recht große Tontöpfe machen, so daß sie einer Kalebasse gleichen. Dann ging sie mit der Spinne zum See der Teufel.

Die Spinne bat wiederum um Badeurlaubnis, und man gewährte sie ihnen. Langsam füllten sich die Gefäße, und natürlich waren die kleineren Kalebassen der Spinne zuerst voll. Sie stieg heraus und kehrte rasch ins Dorf zurück. Bei der Hyäne dauerte es noch eine ganze Weile, dann waren auch ihre Töpfe voll.

Aber so lange man eine Last im Wasser hat, merkt man ja nicht, wie schwer sie ist. Als die Hyäne nun ans Ufer steigen wollte, konnte sie die vollgelaufenen Töpfe gar nicht herausheben; sie waren viel zu schwer. Sie zogen den Strick, mit dem sie angebunden waren, fest zu, so daß die Hyäne im Wasser gefangen war.

Als die kleinen Teufel sahen, wie die Hyäne sich mit den Gefäßen abmühte, rannten sie in das Teufelsdorf und schrien: »Es ist jemand in unserm Sumpf, der hat zwei Töpfe voll Wasser geschöpft und kann jetzt nicht mehr heraus!«

Da rannten die Teufel alle an den See und schrien die Hyäne an: »Was machst denn du da?«

»Ach, wir sind gekommen, um Wasser aus eurem See zu holen«, jammerte die Hyäne im Wasser, »und jetzt kann ich nicht mehr heraus.«

Da zerschnitten die Teufel den Strick und prügelten die Hyäne gründlich durch, bis sie auf und davon rannte in ihr Dorf. Dort verkroch sie sich in eine Hüttenecke und lag da still vor Schmerzen.

Bald kamen die Teufel hinterher und fanden sie. Ein kleiner nahm einen Knochen und höhnte: »Ach, Hyäne, wie schade, daß du schon tot bist, ich wollte dir einen schönen Knochen zum Abnagen bringen!«

Da antwortete die gequälte Hyäne: »Ich bin noch gar nicht tot.«

»So«, riefen die Teufel, »also nochmal ran!« Und sie stürzten sich wieder auf sie, um sie ganz zu erledigen.

Da nahm die Hyäne ihre letzten Kräfte zusammen, sprang auf und rannte in den Busch, von wo sie aus Angst nie mehr zurückkehrte. Deshalb lebt sie dort noch heute ein wildes Leben, anstatt wie früher in einem schönen Hause zu wohnen.

Wie die Spinne
die Hyäne drankriegte

Am Anfang der Welt lebten alle Tiere in Dörfern wie die Menschen, unter ihnen auch die Spinne und die Hyäne.

Die Spinne hatte einen Fetisch. Das war eine kleine Pfeife; wenn sie damit einem Tier pfiiff, so fiel es tot um.

Eines Tages kam die Hyäne zu ihr und bat sie, ihr die Pfeife für einen Tag zu leihen, sie wolle auf Gazellenjagd gehen. Die Spinne gab sie ihr, und die Hyäne tötete wirklich eine große Gazelle. Als sie sah, wie nützlich die Wunderpfeife war, weigerte sie sich, sie der Spinne zurückzugeben. Die Spinne wurde zornig und beschimpfte die Hyäne. »Wenn du so schimpfst, dann werde ich einfach pfeifen, damit du tot umfällst«, sagte die Hyäne.

Die Spinne schwieg, aber sie paßte genau auf, wo die Hyäne das Pfeifchen hinlegte. Und nachts kam sie und holte es sich heimlich. Am andern Tag ging sie wieder zur Hyäne und verlangte ihren Fetisch.

»Wenn du jetzt nicht machst, daß du wekommst, werde ich gleich pfeifen«, schrie die Hyäne sie an.

»Gut, gut, so pfeif doch!« grinste die Spinne.

Die Hyäne suchte die Pfeife und fand sie nicht. Als sie wieder in die Stube kam, hatte die Spinne den Fetisch hervorgeholt und wollte ihn eben in den Mund stecken, um die Hyäne totzupfeifen. Da floh diese in wildem Schrecken in den Wald.

Seitdem lebt die Hyäne ärmlich im Busch, während sie früher in einem schönen großen Haus wohnte.

... und wie die Hyäne
die Spinne überlistete

Die ersten Tiere hatten einen mächtigen Fetisch, der erlaubte nicht, daß in der Tiergesellschaft eines hintenum etwas Schlechtes über ein anderes sagte. Wer es trotzdem tat, wurde sofort von ihm getötet.

Da war nun die Spinne, die wollte auch einmal wie die andern Tiere gute Jagdbeute machen, aber sie war ja so klein und schwach, daß sie nie etwas erlegen konnte. Doch müßt ihr wissen, daß die Spinne das klügste aller Tiere ist.

So nahm sie eines Tages ihre Feldhacke, stieg auf einen großen Felsblock und begann darauf herumzuhacken, als ob sie ihre Pflanzung machen wolle. Da kamen ein paar Gazellen des Wegs daher. Als sie die Spinne auf den Stein hacken sahen, stießen sie sich an und flüsterten: »Wenn wir nicht den Fetisch hätten, würden wir sagen, der Kleine ist verrückt geworden, daß er seine Pflanzung auf einem Stein machen will.« Sofort fielen sie tot um — und die Spinne hatte ihre erste Beute gemacht.

Tags darauf sah man die Spinne wieder den Fels bearbeiten, und wieder kamen Tiere, die bei dem lustigen Anblick ihren Spott nicht unterdrücken konnten und so ihr Leben einbüßten. Tag um Tag ging das so. Es wurden immer weniger Tiere auf der Erde — denn damals gab es ja noch nicht viele — und schließlich war nur noch die Hyäne übrig. Da sagte das Spinnenmännchen zu seiner Frau: »Nun schaff' mal recht viel Pfeffer bei, morgen fressen wir auch noch die Hyäne auf!«

Aber die Hyäne hatte das gehört. Sie schnitt sich ein großes Bündel trockenen Savannengrases, nahm es auf den Rücken und machte sich auf den Weg, der am Spinnenfelsen vorbeiführte. Die Spinne schaute von ihrer Arbeit auf, und als sie die Hyäne mit dem Riesensäckel von Stroh sah, fragte sie verwundert, was sie denn damit wolle.

»Ja, weißt du«, sagte die Hyäne verschmitzt, »ich habe eine ganz große Idee. Ich weiß nämlich einen Sumpf, in dem es viele, viele Fische gibt. Den brenne ich jetzt einfach mit meinem Stroh aus, und wenn alles Wasser verdunstet ist, brauche ich die Fische bloß von der Erde aufzulesen!«

Als die Hyäne außer Sicht war, lachte die Spinne laut. »Hast du gehört, was sie gesagt hat?« rief sie ihrer Frau zu, »so ein dummes Luder! Sie will den Sumpf ausbrennen, um Fische zu fangen!!«

Auf dem Rückweg fand die Hyäne die Spinne tot. Fressen konnte man sie zwar nicht, denn sie war bitter, aber so war die Spinne doch auch einmal von einem andern Tier überlistet worden.

DIE GESCHICHTEN VON DER HYÄNE

Wie die Ziege der Hyäne die Wahrheit sagte

In zwei verschiedenen Dörfern, die nicht weit voneinander entfernt waren, lebten die Hyäne und die Ziege. Aber die Hyäne hatte eine gute, liebe Freundin in dem Dorf der Ziege und die Ziege eine im Dorf der Hyäne.

Weil nun die Hyäne sehr gerne Ziegen frißt, so vermied die Ziege es sorgfältig, ihr auf dem Pfad zwischen den beiden Dörfern zu begegnen und wartete schön in ihrer Hütte, bis die Hyäne bei ihrer Freundin war, dann erst schlich sie vorsichtig weiter.

Aber eines Tages hatte die Ziege geglaubt, sie hätte die Hyäne schon kommen hören, machte sich auf den Weg — und da traf sie ihre Feindin. Die Hyäne stellte die Ziege und befahl: »Heute mußt du mir die Wahrheit sagen!«

»Was für eine Wahrheit denn?« fragte die Ziege ängstlich, aber erstaunt über diese Aufforderung.

»Eben die Wahrheit! Wenn du sie nicht gleich sagst, fress' ich dich sofort auf!«

»Monsieur Hyäne«, bat die Ziege zitternd, »ich bin ja schließlich immer für dich da. Du

brauchst doch damit nicht zu eilen. Früher oder später wirst du mich natürlich fressen, da ist nichts zu machen.«

»Die Wahrheit will ich wissen, die Wahrheit, die Wahrheit!« schrie sie die Hyäne drohend an.

»Nun also, die Wahrheit ist, daß du mich fressen willst, weil du heute nicht gut gefrühstückt hast.«

Da ließ die Hyäne die Ziege laufen, denn sie hatte ihr die Wahrheit gesagt.

Die Hyäne und ihre drei Freunde

Es lebten einmal eine Ziege, ein Affe und ein Hund zusammen in einem Haus, und alle drei waren mit der Hyäne befreundet, die im nächsten Dorf wohnte. Sie konnten ganz gut die Hyäne dort besuchen, obwohl sie so ein gefährliches Tier ist, denn es wäre ganz gegen die guten Sitten gewesen, wenn der Gastgeber dem Gast etwas zuleide getan hätte. Aber um Himmels Willen mußten sie vermeiden, daß die Hyäne zu ihnen kam. Der Hund hatte einen guten Gedanken gehabt: jedesmal, wenn er auf Besuch zur Hyäne gehen wollte, pflückte er erst ein Blatt, legte es zehn Tage in die Sonne, bis es ganz dürr war, und dann nahm er es mit auf den Weg. Wenn ihn dann die Hyäne fragte, wie weit es eigentlich bis zu seinem Dorf sei, sagte er: »Da, siehst du, dies Blatt habe ich vor meiner Abreise frisch gepflückt, und nun ist es klapperdürr. So weit ist es bis in meine Heimat.« Und der Affe machte es ebenso.

Als die Ziege sah, wie ihre Kameraden immer ein Blatt mit zur Hyäne nahmen, dachte sie, das sei ein Geschenk, das die Hyäne besonders schätze, und holte sich das nächste Mal auch eines. Aber nicht solch ein häßlich trockenes, wie die beiden anderen, sondern eines, das noch schön frisch und grün war.

»Hier hab' ich dir auch ein schönes Blatt von zu Hause mitgebracht«, sagte sie, als sie bei der Hyäne angekommen war.

»Sooo?« sagte die Hyäne und betrachtete das Blatt, »wie kommt es denn dann, daß bei dem Affen und dem Hund das Blatt, das sie vor ihrer Abreise pflücken, schon immer ganz vertrocknet ist, wenn sie bei mir ankommen? Wie weit ist es denn nun wirklich bis zu eurem Dorf?«

»Ach, unser Dorf ist gerade da drüben hinterm Wald«, meckerte die Ziege harmlos.

»Na schön, dann werde ich euch einmal besuchen« brummte die Hyäne.

Wirklich erhielten die drei eines Tages Kunde, daß die Hyäne unterwegs zu ihnen sei. Der Hund versteckte sich unter einen Wassertopf, und der Affe floh auf den höchsten Baum. Die Ziege setzte sich neben den Pfad in's Unterholz, aber sie bemerkte nicht, daß der Strick, den sie um den Hals trug, quer über den Weg lag.

Als nun die Hyäne das ganze Gehöft leer fand, sprach sie zu sich: »Nun, wenn meine Freunde ausgegangen sind, will ich mich einstweilen waschen.« Sie hob den Wassertopf hoch, da kauerte der Hund drunter; sie schnappte nach ihm mit ihren scharfen Zähnen, daß der Hund vor Schmerz laut schrie. Wie das der Affe

hörte, fiel er vor Schreck von seinem Baum, und schon hatte ihn die Hyäne auch gepackt.

Sie wollte die beiden nun in ihr Dorf zurückschleppen, da sah sie die Leine über den Pfad hängen. »Aha, damit werde ich euch fesseln«, sagte sie, zog an der Leine — da kam die Ziege zum Vorschein. »Nun hab' ich euch alle drei«, lachte die Hyäne, kehrte mit ihnen nach Hause zurück und fraß sie alle auf.

Deshalb ist es Sitte geworden, wenn man sich jemandem vorstellt, daß man gleich genau sagt, aus welchem Dorf man kommt.

WIE DIESE UND JENE GEWOHNHEIT ENTSTANDEN IST

Die sieben Söhne,
die ihren toten Vater suchten

Es war noch zur Zeit der ersten Menschen, als ein Vater sieben kleine Söhnchen hatte. Eines Tages ging er in den Busch zur Jagd; da hatte ihm ein Löwe¹ aufgelauert, sprang ihn an und fraß ihn auf mit Haar und Knochen. Er war ganz schwer und dumm vom vielen Fressen, und als er so nach Hause trottete, plumpste er in einen Sumpf und ersoff.

Sieben Jahre waren seitdem vergangen. Man hatte den Kindern den Großvater zum Vater gegeben, wie man das immer bei Waisen tut, und sie wußten nicht, daß sie eigentlich keinen Vater mehr hatten. Aber als sie eines Tages mit ihren Kameraden spielten, sagten diese: »Kleine Wilde, die ihr seid! Habt nicht einmal einen Vater! Ihr seid wohl uneheliche Kinder? Seinen Großvater zum Vater zu nehmen — so was!«

Die sieben Kleinen hörten auf zu spielen und gingen zu ihrem Großvater. »Vater«, sagte der Älteste, »bist du nicht unser richtiger Vater? Sie sagen, von unserm Vater wüßte man nichts und du seist unser Großvater! Sag uns

¹ Löwen gibt es nicht im Bauleland. Man kennt sie nur vom Hörensagen.

doch, bitte, was aus unserem Vater geworden ist!«

Da erzählte ihnen der Alte die traurige Geschichte, wie der Vater eines Tages auf die Jagd gegangen und nicht mehr zurückgekehrt war.

Der älteste der sieben Brüder sprach: »Von heute ab will ich heißen ‚Der Sucher des sieben Jahre vermißten Vaters‘. Wir wollen alle ausziehen, um unsern Vater wiederzufinden.«

Er führte sie den gleichen Weg, den der Vater damals zuletzt gegangen war. Plötzlich stand er still und sagte: »Hier hat der Löwe unsern Vater angefallen.« (Ihr müßt wissen, daß die ersten Menschen so wunderbar klug waren, daß sie solche Sachen erraten konnten.) »Und dann«, fuhr er fort, »muß der Löwe in einen Sumpf gefallen sein; den müssen wir jetzt finden.«

Wirklich kamen sie bald an einen großen unheimlichen Sumpf. Sprach der zweite der Brüder: »Mich sollt ihr von heute an den ‚Wassertrinker‘ nennen.« Er kniete am Ufer nieder, neigte sich zum Wasser hinunter und trank und trank, bis der ganze Sumpf leer war.

»Jetzt will ich ‚Knochensucher‘ heißen«, rief der dritte, und wirklich fand er in dem Schlamm alle Knochen seines Vaters wieder.

Da sprach der vierte: »Wenn du der Knochensucher warst, so will ich der ‚Arzneisucher‘ sein.« Und der fünfte: »Und ich will jetzt der ‚Knochenkleber‘ werden.« Die beiden Jüngsten waren noch zu klein, um mitzuhelfen.

Während der Arzneisucher im Busch die Zauberpflanzen suchte, ordnete der Knochenkleber sorgsam die Gebeine und klebte sie wie-

der zusammen. Als er fertig war, kam der Arzneisucher, wusch die Knochen mit Blättersaft, rieb sie mit Zauberwurzeln ein, und da erstand der Vater wieder — gesund und lebendig.

Das ist die Geschichte von den sieben Söhnen, die auszogen, ihren Vater zu suchen. Seitdem wird einem Kinde nicht verheimlicht, wenn es seinen Vater verloren hat.

Die Toten-Matte

Zur Zeit der ersten Menschen, als noch nie jemand gestorben war, kam eines Tages die Kunde, daß der Tod zu ihnen unterwegs sei. Jedermann floh in den Busch, nur ein alter Mann, der nicht mehr gehen konnte, blieb zurück. Und weil er nicht allein bleiben mochte, hieß er seinen kleinen Enkel sich zu ihm setzen und eine Matte für ihn flechten. So saß das Kind und arbeitete, als der Tod ankam. Leblos sank es über die Matte hin.

So legt man bis auf den heutigen Tag die Toten auf eine Matte und begräbt sie auch so, weil das erste Menschenkind auf einer Matte gestorben ist.

Das Koboldskleid

Wißt ihr, weshalb man bei den Koboldstänzen immer ein weißes Gewand trägt? Nun, wir wollen dabei doch erreichen, daß ein Kobold unsichtbar in den Tänzer hineinschlüpft und

ihn tanzen macht. Also muß der Tänzer ihm gefallen, um ihn anzulocken. Die Kobolde haben aber weiße Kleider besonders gern. Warum, das will ich euch jetzt erzählen!

Es waren einmal ein Koboldsmann und eine Koboldsfrau, die hatten alle beide häßliche Geschwüre am Körper. Und weil sie kein Kleid besaßen und also nackt gingen, wurden sie sehr von den Fliegen gequält, die sich immer auf die wunden Stellen setzten.

Eines Tages ging der männliche Kobold spazieren und kam an eine Pflanzung, auf der saß ein kleiner Bub und bewachte den Mais, damit die Affen nicht kämen und ihn ausraubten. Der Kleine hatte sein Umhangtuch abgelegt und in die Hüttenecke geworfen.

Da stahl der Kobold das Tuch, bedeckte sich damit, und nun hatte er Ruhe vor den Fliegen.

Als der Bub nach Hause gehen wollte, merkte er, daß sein Tuch weg war. »Vater«, erzählte er daheim, »das Tuch, das du mir gegeben hast, hat mir ein Kobold gestohlen!« (Wenn man mutterseelenallein auf der Pflanzung sitzt und es wird einem etwas gestohlen, so kann es ja nur ein Kobold gewesen sein).

Da nahm der Vater ein billiges weißes Tuch und sagte: »Zieh' morgen dies Tuch an. Ich geh dann mit auf die Pflanzung, und wir wollen versuchen, den Kobold zu erwischen.«

Am nächsten Tag hieß der Vater, auf der Pflanzung angekommen, den Kleinen sein Tuch genau an die gleiche Stelle legen. Dann versteckte er sich in der dunkelsten Hüttenecke.

Nach einiger Zeit raschelte es draußen, und herein schlich die Koboldsfrau. Sie sprach vor

sich hin: »Hier hat mein Mann gestern das Tuch gefunden. Richtig, da liegt wieder eines! Das nehme ich jetzt für mich.« Und sie schlang es um die Hüften.

Aber nun rief sie der Vater an: »Hallo, wohin willst du mit dem Tuch? Wart' nur, dich kieg' ich!«

Da rannte die Koboldsfrau auf und davon, daß das weiße Tuch nur so flatterte. Und seit diese Geschichte vorgefallen ist, haben die Kobolde weiße Tücher besonders gern. Deshalb haben unsere Koboldstänzer immer solche an.

Warum man immer auf die Kobolde hören soll

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten einen kleinen Sohn. So oft die Mutter zur Feldarbeit ging, nahm sie den Kleinen mit und legte ihn unter einen Baum. Aber kaum war sie fortgegangen, so fing er immer laut zu heulen an.

Einmal hörte das ein Kobold, der auf dem Baum saß, kam herunter und nahm das Kind an den Händen und tanzte ein bißchen mit ihm, damit es aufhören sollte zu weinen. Dabei sang er: »Wenn dein Vater dich nicht tötet, wird deine Mutter dich töten, wenn deine Mutter dich nicht tötet, wird dein Vater dich töten!«

Die Frau hatte aber wegen des Heulens ihre Hacke hingelegt und kam herüber. Als der Kobold sie sah, legte er den Kleinen hin und rannte davon. Die Frau konnte ihn gerade noch sehen. Zu Hause erzählte sie ihrem Manne: »Als ich da vorhin auf dem Felde war,

fieng unser Kleiner an zu weinen. Und wie ich nach ihm sehen wollte, rannte da gerade ein Kobold in den Busch, der mit ihm gespielt hatte. Pass' auf, wenn ich den erwisch', den schlag ich aber auf der Stelle tot!«

Am nächsten Tag gingen sie alle drei zusammen aufs Feld, und die Frau legte das Kind absichtlich wieder unter den gleichen Baum und ging mit ihrem Mann ein wenig weiter. Bald fieng das Kind zu weinen an, und es dauerte nicht lange, da kam der Kobold wieder den Baumstamm herabgerutscht, nahm das Kind an beiden Händen und sang: »Wenn dein Vater dich nicht tötet, wird deine Mutter dich töten! Wenn deine Mutter dich nicht tötet, wird dein Vater dich töten!«

Nun hatte der Kleine tanzen gelernt und tanzte fröhlich mit dem Kobold im Kreis herum. Da schoß der Vater auf den Kobold — aber, o weh, er traf sein eigenes Kind zu Tode.

Deshalb hört man jetzt stets auf das, was die Koblode einem zu sagen haben — denn das wird alles eintreffen.

Wenn jemand um Verzeihung bittet,
soll man ihm vergeben

Es war einmal ein Vater, der hatte eine Pflanzung, die er zusammen mit seinem Sohn bestellte. Sie waren fleißig und das Feld war gut, so daß sie bald zu Wohlstand kamen. Aber der Vater war ein übler Geizhals: er gab seinem Sohn nichts, aber auch gar nichts — kaum die Blätter für die Lendenschürze, und eines Tages warf er ihn zum Haus hinaus.

Da ging der Junge umher, bis er wieder einen Bauern traf, der auf seinem Feld arbeitete.

»Gib mir einen Korb«, bat er den Bauern. Als er ihn bekommen hatte, machte er einen Sandhaufen, legte einen Kürbiskern hinein, und dann stülpte er den Korb darüber, wie man das so macht, wenn man Kürbisse in Flaschenform ziehen will, um sie als Gefäße zu verwenden. Die Pflanze schlingt sich dann an den Korbspeichen empor, und so können die großen Kalebassen gut auswachsen.

Als die Pflanze nun gerade schön groß geworden war und viele Früchte hatte, die man bald hätte ernten können, forderte der Bauer seinen Korb. »Aber laß' ihn mir doch bis zur Ernte«, bat der Junge. Da riß der andere den Korb von dem Sandhaufen, und natürlich brachen alle die unreifen Früchte ab, und die ganze Mühe um die schöne Zucht war vergebens gewesen.

Nun besaß der Junge zwei Kauri-Muscheln. Eines Tages geschah es, daß das Söhnchen des Korbmannes beim Spielen eine davon verschluckte. Der Vater kam und bat den Jungen um Verzeihung. »Aber nein, da kann ich nichts verzeihen, ich will meine Muschel«. Nun brachte ihm der andere zehn große Töpfe voller Kauri-Muscheln als Ersatz und bat nochmals um Verzeihung. Aber der Junge war unerbittlich. Er wollte die vielen Kauris nicht, er wollte seine Kauri.

Da tötete der arme Vater sein eigenes Kind, schnitt ihm den Leib auf und nahm die Muschel heraus.

Darum: wenn jemand etwas verschuldet hat, aber dann um Verzeihung bittet, so soll man davon ablassen, es weiterhin zu fordern.¹

¹ Dieser Schluß ist wohl nicht der richtige. Die Lehre ist doch wohl die, daß man geliehenes Gut nicht schroff zurückfordern soll.

Die traurige Geschichte
von dem Mann,
der die Stimmen der Tiere verstand

Es war einmal ein Mann, der hatte seinen Acker weit fort vom Dorf, draußen in der Savanne. Daneben standen ein paar Borassus-Palmen, von denen er jeden Tag seinen Palmwein abzapfte. Nun geschah es aber, daß ein paar Tage hintereinander die Kalebasse, die er zur Weingewinnung unter die Palmkrone gehängt hatte, ausgetrunken war, wenn er sie herunterholen wollte. Der Mann suchte im Gras nach den Spuren des Diebes, und da fand er, daß es ein Samnanggang war, einer von jenen berühmten Buschteufeln, deren einer Fuß nach hinten steht. »Na ja«, sagte er, »wenn es so ein armer Teufel war, meinestwegen, ich bin nicht böse.«

Am siebenten Tage stieg er wieder auf die Palme, um zu sehen, ob nun wieder Wein dringelassen worden sei, und als er oben in der Krone saß, kam unten auf einmal der Teufel aus dem hohen Gras und rief hinauf: »Hab' keine Angst, ich war's, der immer deinen Wein getrunken hat; aber komm nur herunter, heute will ich dir ein schönes Geschenk geben.«

Als der Mann neben ihm stand, zog er ein Zaubermittel heraus und steckte ihm etwas davon in beide Ohren. »Von nun an«, sprach er, »wirst du die Sprache aller Tiere verstehen können. Aber hüte dich, jemand davon zu erzählen. Tust du es doch, so wirst du noch am gleichen Tage sterben.«

»Gut, ich habe verstanden und danke schön!« sagte der Bauer, gab dem Teufel die Hand und ging.

Zu Hause setzte er sich in den Hof neben das Feuer. Da kam eine Henne, die kratzte auf dem Boden herum, um ihren Kücken Nahrung zu schaffen. Auf einmal kam eiligst der Hahn an; er gackerte ganz aufgeregt, und unser Freund verstand deutlich, wie er sagte: »Hör', hör', Henne, hier darfst du nicht kratzen, hier ist Gold vergraben; wenn das der Kerl da sieht, nimmt er's an sich!« Da rannte die Henne fort; der Mann aber nahm eine Hacke, grub nach und fand einen ganzen Topf voll Gold.

Als er einmal mit seiner Frau auf dem Felde war, kamen Leute aus dem Heimatdorf seiner Frau und erzählten, seine Schwiegermutter sei gestorben. Da gingen die beiden heim und machten einen feinen Yamskloß. Den legten sie dann als Totengeschenk neben die Mutter.

Nun ist es ja bei den Baule Sitte, daß die Angehörigen eines Verstorbenen ein paar Tage lang fasten. Die Frau aber, also die Tochter der Toten, schlich sich nachts in die Totenkammer und holte sich ein wenig von dem Yams.

Am andern Morgen sah der Mann, daß jemand davon genommen hatte. »Nanu«, sagte er, »der Kloß hat aber abgenommen. Du ißt doch nichts wegen der Toten, ich auch nicht und die ganze Familie nicht.«

Da log seine Frau: »Ich habe nichts davon gegessen; das waren die Ratten.«

Nachts aber kamen die Ratten in das Schlafzimmer der Eheleute. Man hörte sie deutlich. Sie machten Kekekeke. Aber der Mann verstand, wie sie sagten: »Aha, da ist die Frau,

die den Yams der Toten ißt und sagt, wir wären's gewesen!«

Da setzte er sich im Bett auf und sagte bloß: »Hm«.

»Was hast du denn?« fragte seine Frau.

»Nichts!« sagte er.

»Warum machst du dann ,hm'? Das hast du doch meinetwegen gemacht! Hab ich vielleicht ge?«

»Nein«, sagte er, »ich habe eben so in meinem Bauch gedacht und es ist mir das und jenes eingefallen. Da habe ich ,hm' gemacht. Hat nichts mit dir zu tun.«

»Ich glaub's nicht, es war doch meinetwegen. Ich habe aber nicht gest und nicht gestohlen und deshalb will ich klipp und klar wissen, weshalb du ,hm' machst.« Am Morgen bat sie ihre ganze Familie, von ihrem Mann Auskunft zu fordern, weshalb er in der Nacht »hm« gemacht habe.

»Ich sage es euch nicht«, antwortete der Mann, »denn wenn ich es tue, wird es schlimm für mich. Wenn ihr mich zwingen wollt, so könnt ihr gleich Ochsen und Stoffe kaufen für meine Beerdigung, denn ich muß dann noch heute sterben.«

Die Verwandtschaft aber drang darauf, daß er alles genau sage, weil er durch sein »hm« seine Frau beschuldigt habe. Man kam und richtete sein Totenbett vor seinen Augen. Alle Verwandten kamen, und als sie sich ringsherum aufgestellt hatten, legte er sich darauf, bereit zu sterben und sprach: »Ein Teufel hat mir ein Wundermittel gegeben, daß ich alle Stimmen der Tiere zu verstehen vermag. Aber wenn ich dies Geheimnis verrate, wie ich es jetzt

tue, muß ich noch am gleichen Tage sterben. Nun sind wir doch zu der Beerdigung gekommen und jemand hatte von unserem Totengeschenk gegessen. Meine Frau sagte, die Ratten seien's gewesen. Aber heute nacht kamen die Ratten zu uns ins Zimmer, und ich hörte, wie sie sagten: ‚Ah, das ist ja die Frau, die den Yams bei der Toten gestohlen hat und nun sagt, wir wären's gewesen!‘ Da habe ich dann ,hm' gemacht.«

Als er das gesagt hatte, legte er sich zurück und war tot.

Seither ist es Sitte geworden, daß man über die Fehler seiner Mitmenschen hinwegsieht und sich nichts merken läßt, solange es eben geht.

Warum man die Leoparden mit Klimpern anlocken kann

Es war einmal ein Leopard, der hatte seine Höhle neben einer Straße. Da lag er faul in der Sonne, und jedem, der vorüberging, rief er zu: »Oh, was geht mir's gut! Ich bin so reich, meine ganze Höhle ist voll von Gold!« Einmal kam ein Fremder des Wegs daher, grüßte, setzte sich zu dem Leoparden und fragte, was es Neues gebe. »Bei mir gibt's nie etwas Neues«, sagte der Leopard, »ich bin so reich, daß ich nichts mehr zu tun habe, und deshalb geschieht auch nichts in meinem Leben. Wenn mir doch jemand einmal ein bißchen Armut geben könnte!«

»Oh«, sagte der Fremde, »wenn es weiter nichts ist, ich kann dir wohl etwas Armut verschaffen. Du mußt mir aber zuerst ein kleines

Geschenk machen!« Da holte der Leopard einen großen Topf voll Gold aus seiner Höhle.

Der Mann nahm den Topf, ging und kam nach einer Weile zurück mit einem schweren Eisenbrocken und einem jener hohlen Eiseninstrumente, auf denen man zum Tanzen klimpert. »Das ist die Armut«, sprach er, band dem Leoparden den Eisenbrocken an den Hals und gab ihm das Hohleisen in die Pfote. »So, nun verlustiere dich damit — hau' das Instrument auf den Eisenbrocken, daß es klimpert; mit der Zeit wirst du dann schon die Armut kennenlernen.«

Der Leopard wollte aufstehen, um das Klimpern zu versuchen, aber er konnte sich überhaupt nicht mehr rühren, so schwer hing der Klotz an seinem Hals. Da merkte er, daß der Fremde ihm zwar Armut verschafft hatte, aber daß er dabei zugrunde gehen sollte, damit der andere all sein Gold bekäme.

Acht Tage kämpfte er mit dem Eisen, dann spürte er, daß er jetzt sterben müsse. Mit seiner letzten Kraft rief er seine Leopardenbrüder und sprach: »Wenn ihr je ein Eisen an euch kriegt, das so klimpert, dann kämpft bis zum letzten, das rat' ich euch!« Dann verschied er.

Darum, wenn ein Leopard in eine Falle tritt, so bleibt er nicht auf der Stelle liegen, sondern schleift die Falle noch mit sich fort, weil ihn das Klimpern reizt. Wenn ihn dann die Jäger so sehen, stellen sie eine zweite Falle und verbergen sich dabei und klimpern auf einem Hohleisen. Dann stürzt der Leopard wütend herbei und tritt auch noch in diese Falle.

DIE GESCHICHTEN VOM KLUGEN KIND

Das Menschenkind, das die wilden Tiere
in den Busch jagte

Es war einmal ein Ehepaar. Die Frau erwartete ein Kind, und eines Tages gebar sie es, während ihr Mann im Busch war. »Man muß jemand schicken, den Kofi zu holen«, sagten die Frauen untereinander, die bei der Geburt geholfen hatten.

Da piepste der neugeborene Kleine: »Ich will meinen Vater selber holen!«

»Was?« rief die Mutter, »du? ich habe dich doch eben erst geboren und du sprichst schon und willst gehen?«

»Ja, das will ich«, sagte der Kleine fest, »du wirst schon sehen!«

Wirklich stand er auf und machte sich auf den Weg zu seines Vaters Pflanzung. Als er vor ihm stand, sprach er: »Vater, meine Mutter hat mich heute geboren; ich komme, dich zu rufen.«

Auf dem Heimweg sah der Kleine ein Rattenloch. »Die Ratte muß ich fangen, Vater, unbedingt!«

»Meinetwegen«, sagte der Vater und wartete, bis der Kleine sie gefangen hatte.

Etwas später sahen sie weit in der Ferne Rauch.

»Vater, dort gibt's Feuer, da will ich hingehen und meine Ratte braten, bevor ich heimgehe.«

»Das läßt du besser bleiben, Knirps. In dem Dorf wohnen nur böse Leute: Leoparden, Löwen und Hyänen!«

»Ach was, ich will meine Ratte braten«, widersprach das Kind und ging einfach fort.

Es kam in das Dorf der wilden Tiere, setzte sich ruhig vor eine Herdstelle und warf seine Ratte in die Glut. Als sie zu braten begann, rief es der Hyäne zu: »Komm' her, dreh mir meine Ratte um!«

Die Hyäne tat es und verbrannte sich dabei den Finger. Sie steckte ihn in den Mund, um ihn zu kühlen. »He, fängst du schon an, von meiner Ratte zu versuchen?« schrie sie der Kleine an.

»Nein, nein«, beteuerte die Hyäne, aber schon bekam sie eine Tracht Prügel. Sie floh in den Wald, bis sie den Löwen traf und erzählte dem: »Da ist ein kleiner Bub in unserm Dorf, der hat mich so verhauen; ich geh' nicht mehr nach Hause, sonst schlägt der mich tot.«

»Na hör' mal!« brummte der Löwe grinsend, »du bist mir ein schöner Schwächling — sich von einem Kind verhauen zu lassen! Den Kleinen muß ich sehen!«

Er lief neugierig nach seinem Hof, da saß der Bub bei seiner Ratte. »Dreh' mir meine Ratte um!« befahl er.

Der Löwe war so verblüfft, daß er auch gehorchte. Weil er aber ebensowenig wie die Hyäne solche Arbeit gewöhnt war, verbrannte er sich auch den Finger und erhielt eine sol-

che Tracht Prügel, daß er auf und davon ging. Er fand den Leoparden und erzählte ihm, was ihm und der Hyäne zugestoßen war. Er gehe nicht mehr auf den Hof zurück!

Nun ist der Leopard ja der Tapferste unter allen Tieren. Er verhöhnte die beiden, daß sie so feige wären. Das wolle er doch mal sehen! Er rannte nach Hause und wurde gleich aufgefordert, die Ratte umzudrehen. Auch er verbrannte sich natürlich die Pfote, steckte sie ins Maul, wurde von dem Kleinen angefahren und jämmerlich verprügelt. Da floh auch er auf Nimmerwiedersehen. So kommt es, daß heute selbst diese stärksten und tapfersten aller Tiere im Busch leben müssen — ein kleines Menschenkind hat sie dorthin gejagt.

Das Wunderkind

Es war einmal ein kleiner Junge, zu dem kam ein Fremder und fragte: »Wo ist deine Mutter?«

»Meine Mutter ist zum Tanz gegangen.«

»Und dein Vater?«

»Mein Vater ist zwischen Leben und Tod.«

»Und deine Schwester?«

»Meine Schwester ist fortgegangen, Palaver zu suchen.«

Nun kamen Leute dazu und der Fremde sprach: »Hört! Ich frage den Kleinen da, wo seine Mutter sei, und er antwortet, sie sei zum Tanzen gegangen. Gut! Dann sagte er aber, sein Vater sei zwischen Tod und Leben und

seine Schwester sei fortgegangen, um Palaver zu suchen. Ich versteh' das nicht!«

Da sagte das Kind: »Gut, ich will dir's erklären. Meine Mutter ist tanzen gegangen — das verstehst du ohne weiteres. Mein Vater aber ist im Busch. Dort ist er auf eine Palme gestiegen, um Wein abzuzapfen. Fällt er herunter, so ist er tot — deshalb habe ich gesagt, er sei zwischen Leben und Tod.«

»Gut gesagt, mein Kleiner«, lobte ihn der Mann, »aber wie ist denn das mit deiner Schwester, die gegangen ist, Palaver zu suchen?«

»Ja, siehst du«, antwortete der Kleine, »meine Schwester ist hier verheiratet, aber drüben im Nachbardorf hat sie einen Freund. Davon weiß natürlich ihr Mann nichts. Eines Tages kommt's aber doch raus und dann gibts großen Krach, deshalb habe ich gesagt, sie ist gegangen, Palaver zu suchen.«

»Aha«, sagte der Fremde, »du bist ja ein kluger Bub; da hast du ein Stückchen Gold, kauf dir etwas Schönes dafür.«

Der Junge nahm das Gold und erstand eine Kuh. Mit der ging er zum lieben Gott und sagte: »Bitte, behalte doch meine Kuh eine Weile. Du hast ja Stiere genug, da wird sie dann bald kalben.«

Gott behielt die Kuh ein paar Jahre und sie bekam eine ganze Anzahl von Kälbern. Eines Tages kam der Junge mit seinem Vater. »Lieber Gott«, sagte er, »ich möchte jetzt gerne meine Kuh mit ihren Kindern wieder mitnehmen.«

»Ja«, antwortete der liebe Gott, »die Jungtiere, die du hier siehst, die haben alle meine

Stiere geboren. Deine Kuh hat bislang noch keine Kälber gekriegt!«

»Oho, die Stiere kriegen Kälber?« sagte der Junge, blinzelte seinem Vater zu und beide gingen. Als sie ein Stück von Gottes Dorf fort waren, blieb er stehen. »Vater«, sagte er, »bleib du hier und warte auf mich, ich hol' mir jetzt meine Kühe.«

Er lief zurück und kam atemlos zum lieben Gott. »Ach, Herr«, keuchte er, »gib mir doch rasch Wasser und ein Nabelschnurmesser — mein Vater hat unterwegs ein Kind geboren.«

»Der Kleine da ist verrückt«, sagte Gott, »welcher Mann kann Kinder kriegen; so etwas gibt es auf der ganzen Welt nicht.«

»So, so, na dann hast du mich also bestohlen«, erwiderte der Junge, »du hast mir gesagt, deine Stiere hätten die Kälber zur Welt gebracht, und jetzt sagst du selber, so etwas gäbe es nicht.«

Da kriegte der liebe Gott einen roten Kopf und rückte schweigend die Tiere heraus.

Wie von allen Menschen der kleinste
am klügsten war

Es war einmal eine Frau, die gebar einen kleinen Jungen. Kaum war der Knopf auf der Welt, begann er zu sprechen und zu gehen, hatte alle Zähne und dichte Haare, als wäre er erwachsen.

Nun wollte zur gleichen Zeit Gott herausfinden, wer wohl der Klügste unter den Menschen wäre. Er nahm einen Topf, schlug un-

ten ein Loch hinein und stieg damit auf die Erde hinunter. »Nun will ich einmal sehen«, sagte er zu sich, »wer von den Menschen sich herauszureden versteht, wenn ich ihn auffordere, mit diesem Topf Wasser zu holen.«

Bald darauf traf er einen Mann. »Schöpfe mir Wasser in meinen Topf und bring es hierher!« befahl Gott. Der Mann eilte davon, aber als er den Topf aus dem Wasser hob, schoß ein dicker Strahl aus dem Loch heraus und in ein paar Augenblicken war er leer. Der Mann aber fürchtete Gott wie alle Menschen sehr und schöpfte wieder und wieder, aber das Wasser blieb nicht drin. Da brachte er Gott den leeren Topf und bat ihn inständig um Verzeihung: er könne den Topf nicht füllen.

Gott wußte natürlich, daß es unmöglich war; aber er wollte doch einen finden, der klug genug und tapfer war, ihm eine treffende Antwort auf sein Verlangen zu geben. Er wanderte weiter und sprach einen zweiten an. Der sah gleich das Loch, aber trotzdem rannte er davon zur Wasserstelle und tat so, als ob er Wasser holen wollte, kam dann mit traurigem Gesicht zurück und sagte, wie wenn er ein schlechtes Gewissen hätte, leider flösse das Wasser bei ihm immer aus dem Topf heraus. Gott fragte einen dritten und vierten und fünften, aber keiner war so mutig und gewitzt, daß er ihm eine treffende Antwort auf seinen unsinnigen Befehl gegeben hätte. Schließlich kam er an ein Gehöft, das dem Vater des Kleinen gehörte. Er trat ein, da saß der Bub allein im Hof auf dem Boden. Er hatte sich ein Spiel gemacht, indem er die kleinen Löcher für die Spielsteine in die Erde gekratzt hatte; sonst sind sie in einen Holz-

block eingeschnitzt, den man dann da- und dorthin tragen kann, wo man eben spielen will.

Weil sonst niemand zu sehen war, ging Gott zu dem Kleinen hin, und als er sah, wie geschickt der schon war, machte er sich den Spaß, ihn auch zum Wasserholen aufzufordern. Der Kleine nahm den Topf und sah auch das Loch. Gerade fing es an zu regnen. Da stand er auf, hob den Topf auf die Schulter und tat so, als wolle er gehen. Als er an der Hoftür war, drehte er sich um und rief Gott zu: »Ach, es regnet, nimm doch mein Spiel und stell' es ins Haus.«

Da mußte Gott lachen, denn der Kleine hatte ihm eine schlaue Antwort gegeben. Man konnte ja ebensowenig das Spiel, das nur aus Löchern in der Erde bestand, ins Haus bringen, wie man mit dem Topf Wasser holen konnte. »So bist du der Klügste unter allen Menschen, obwohl du der Kleinste bist«, sprach Gott.

LIEBESGESCHICHTEN

Von den zwei Verlobten,
die sich auf ihre Klugheit prüften

Es war einmal ein junger Mann, der sagte: »Wenn ich einmal heirate, dann soll es nur eine ganz kluge Frau sein.« Und es war eine junge Frau da, die sagte: »Ich möchte nur einen Mann heiraten, der wirklich denken kann.«

Weil die Frau sehr schön war, sprach man im ganzen Lande von ihr, und daß sie nur einen klugen Mann heiraten wolle. So hörte auch der Bursch von ihr, der nur eine kluge Frau heiraten wollte. »Wenn sie nur einen klugen Mann will«, dachte er bei sich, »dann muß sie doch eine kluge Frau sein!«

Er zog aus, wanderte durch die weite Savanne, bis er zu dem Dorf der Frau kam und sie dort fand. »Guten Tag!« sagte er, »ich bin auf der Wanderschaft, weil ich mir eine Frau suche, die recht klug ist.«

»Gerade so einen Mann suche ich auch«, antwortete die Frau und lud ihn ein, sich zu setzen. Sie sprachen eine Weile, dann machte sich der Freier wieder auf, um in sein Dorf zurückzukehren.

In der nächsten Zeit kam er öfter, um die Frau zu besuchen, und die Leute hielten sie schon für verlobt. Aber sie selber wußten

noch gar nicht recht, ob sie sich nun wirklich für klug genug hielten, daß sie sich heiraten mochten.

Eines Tages bereitete die Frau eine feine Suppe, die beste, die man bei den Baule kochen kann. Als sie fertig war, packte sie den Topf mit der Suppe hübsch ein in große Blätter und legte ein Stück Kohle, etwas weiße und etwas rote Erde und einen Knochen dazu. Dann rief sie ihren kleinen Bruder und schickte ihn damit zu ihrem Freund.

Als der Bub mit dem Suppentopf auf dem Kopf ankam, war der Empfänger noch im Busch beim Waldroden. Der Bub setzte sich vor der Hoftür nieder, und alle Männer und Weiber, die von der Arbeit nach Hause kamen, schnüffelten im Vorbeigehen nach der feinen Suppe und fragten: »Ah, wer kriegt denn da so etwas Feines?«

Schließlich kam der Mann nach Hause. »So eine feine Suppe kann nur eine machen!« rief er. »Und das laßt ihr da draußen stehen?!« Und zu seinem Kameraden sagte er: »Komm', nimm dem Kleinen die Suppe ab, die mir mein liebes Mädchen da schickt, wir wollen sie zusammen essen.«

Als sie fertig waren, kam der Kleine schüchtern heran und gab ihm die Kohle, die weiße und die rote Erde und den Knochen. Der junge Mann nahm sie, schaute sie eine Weile an, dann sagte er: »Aha, meine Freundin will mir sagen, daß ich heute noch zu ihr kommen soll. Das Haus, in dem sie mich erwartet, sei rot und weiß wie die Erde da, und schwarz wie die Kohle angemalt. Und dann wird da ein Hund vor der Tür sein, wenn der mich bei-

Ben will, soll ich ihm den Knochen geben. Na! nun will ich gleich gehen«, schmunzelte er.

Als er ankam, war es Nacht, aber im Mondlicht fand er das rot-schwarz-weiße Haus. Der Knochen beruhigte den Hund und da stand er vor der Frau. »Wer hat dir denn gezeigt, hierher und hier herein zu kommen?« fragte die Frau.

»Das, was du mir geschickt hast«, antwortete er.

Am andern Morgen ging der junge Mann mit dem Bruder der Frau, um Palmwein zu holen. Der Bruder fing Streit mit ihm an, und da er der stärkere war, fesselte er ihn an einen Baum. Da sagte der Gefangene: »Du hast mich gefesselt und ich bin in deiner Gewalt. Aber ich bitte dich um eine Gunst. Laß' mich den kleinen Jungen, der dort geht, zu deiner Schwester schicken, um ihr etwas auszurichten. Du kannst ruhig zuhören, damit du nicht etwa denkst, ich sage ihr Bescheid, was hier geschehen ist, so daß sie Leute schickt, mich zu befreien!« Und er sagte zu dem Jungen: »Geh' zu meiner Freundin und bitte sie, daß sie dir die rote Feder des Schlangenfresser-Vogels gibt, die im Dach ihres Hauses steckt.«

Der Kleine lief ins Dorf und meldete sich bei der Frau: »Dein Mann läßt dir sagen, du sollst mir die rote Feder des Schlangenfresservogels geben, die im Dach deines Hauses steckt, damit ich sie ihm bringe.«

»Die rote Feder des Schlangenfresservogels?« sagte die Frau nachdenklich. Und plötzlich rief sie: »Oho, da muß meinem Mann etwas zugestoßen sein — seine Augen sind ja so schön rot wie die Federn des Schlangenfresservogels und er will mir sagen, daß ich an ihn

denken soll. Rasch, kommt alle mit, wir müssen mit dem Jungen in den Busch laufen und ihm helfen.« So eilte ihm das ganze Dorf zu Hilfe und befreite ihn.

Da sich nun Mann und Frau gegenseitig geprüft und für klug befunden hatten, heirateten sie und wurden ein glückliches Ehepaar.

Das Märchen von Kofi und Maii¹

Es waren einmal zwei Häuptlinge, von denen hatte der eine einen Sohn, der andere eine Tochter.

Als das Mädchen so alt war, daß es heiraten konnte, nahm ihr Vater zwei große scharfe Schwerter und sprach: »So schön ist meine Tochter, daß ich sie nur dem Manne zur Frau geben will, dessen Nacken drei Hiebe mit diesen Schwertern aushält.« Zwei Schwerter nahm er für den Fall, daß eines schartig werden möchte.

Das Mädchen war aber so über alle Maßen schön, daß trotzdem viele Freier kamen. Aber alle verloren ihren Kopf beim ersten Schwert-hieb. So ging der Ruf der schönen Frau weit übers Land, und auch der Sohn des andern Großhäuptlings hörte von ihr. Der war bis dahin ein fröhlicher Bursch gewesen, aber nun wurde er still und nachdenklich. Er sann und sann, wie er wohl die schöne Prinzessin erobern könnte — aber wie sollte er sich gegen ihres Vaters scharfe Schwerter schützen? »Und ich will es doch versuchen!« rief er eines Tages, befahl seinen Dienern, schöne

¹ Von einem Baule erzählt, aber wohl sudanischen Ursprungs, da mehrere den Baule fremde Bräuche vorkommen: reiten, Eier essen usw. Einige Motive erinnern an unsere deutschen Märchen.

Stoffe und goldene Schmuckstücke als Geschenk einzupacken und machte sich mit seinem Gefolge auf den Weg.

Nun geschah es, daß an dem gleichen Tage, an dem er in das Land des fremden Großhäuptlings kam, die schöne Tochter mit ihren Frauen zum Baden an den Fluß gegangen war. Sie hatten ihre Kleider abgelegt und spielten im Wasser. So sah sie Kofi, der Freier. Da schlich er sich zu dem Baum, unter dem die Tücher lagen, und nahm das kostbarste davon, denn er wußte, daß es das der Prinzessin war.

Als die Mädchen müde waren, stiegen sie aus dem Fluß, und eine jede ergriff ihr Gewand, schlang es um und ging ins Dorf zurück. Nur die Königstochter blieb: wo war ihr Tuch?

Sie suchte hinter allen Bäumen; da trat der Jüngling vor und reichte es ihr. »Verzeih' mir«, sprach er, »du bist so schön — ich liebe dich, deshalb hatte ich dein Tuch weggenommen!«

»Du gefällst mir auch und ich bin dir nicht böse«, antwortete sie; »aber hüte dich vor meinem Vater! Er will nicht, daß ich heirate, damit ich immer bei ihm bleibe. Er besitzt zwei scharfe Schwerter, mit denen er alle Freier tötet. Doch wenn du mich wirklich liebst, so sage ich dir, wie du die Schwerter stumpf machen kannst. Wenn du deinen Nacken beugst, um die Hiebe zu empfangen, so sag' meinen Namen Maii — dann können sie dich nicht schneiden.«

So ging das Paar nach dem Dorfe, aber kurz davor trennten sie sich und der Freier trat allein vor den Vater. »Ich liebe deine Tochter«, sprach er, »gib sie mir zur Frau!«

»Du sollst sie haben«, antwortete der Alte, »doch habe ich zwei scharfe Schwerter, mit denen werde ich dir drei Schläge auf den Nacken geben. Hältst du sie aus, so magst du mein Kind, das das schönste im ganzen Land ist, zur Frau nehmen.«

»Das soll mir recht sein«, sagte der junge Mann. Diener brachten die Waffen, er beugte seinen Nacken, und als der Häuptling die Hiebe ausführte, flüsterte er jedesmal »Maii«. Da wurde sein Nacken hart wie Eisen und die Klingen der Schwerter zersprangen, so daß der Häuptling nur zwei Schläge führen konnte. »Gut«, sprach er zu seiner Tochter, »ich glaube wohl, daß dieser dein Mann sein wird, doch weil ich nur zwei Schläge tun konnte, so soll er noch andere Aufgaben lösen, damit ich sehe, ob er wirklich der Rechte für dich ist.«

Er wandte sich zu Kofi: »Hier hast du eine Bohne — sieh zu, daß sie in einem Tag aufgeht, wächst und Bohnen bringt, damit wir heute abend etwas Gutes zu essen haben.«

Kofi pflanzte die Bohne und betete zu seinem Fetisch, daß er sie wachsen lasse; denn wer hat schon eine Bohne gesehen, die in einem Tag eine Pflanze wird und neue Bohnen trägt! Aber das Gebet war vergebens, die Bohne blieb wie sie war.

Inzwischen saß die schöne Tochter traurig bei ihrer Mutter. Ach, wie sollte ihr Bräutigam diese Aufgabe erfüllen, wußten doch sie und ihr Vater allein das Zauberwort, das die Bohne wachsen machen würde. »Ach, Mutter«, sagte sie schließlich, »mir wird so übel in der dumpfen Hütte, laß mich ein wenig spazieren gehen.« So wischte sie hinaus, ging

durch alle Gassen und vor das Dorf, bis sie ihren Freund dort fand, wo er die Bohne gepflanzt hatte. »Sag' dreimal ‚Maii‘«, flüsterte sie ihm hastig zu und verschwand wieder.

Da sprach Kofi ihren Namen wieder, und wirklich begann die Bohne aufzuspringen und aufzugehen. »Maii«, wiederholte er, da wuchs die Pflanze zu einem großen Stock, und beim dritten Mal gingen die Blüten auf. Und als der Abend kam, pflückte Kofi einen großen Korb voll Bohnen und brachte sie dem Häuptling. Der erstaunte sehr über des Jünglings Zauberkraft, aber es war ihm noch nicht genug.

Am anderen Morgen rief er ihn zu sich und sprach: »Ich will dir nun noch eine dritte Aufgabe stellen. Wenn du die auch lösen kannst, so sollst du meine Tochter zur Frau haben. — Baut ein großes Haus«, rief er seinen Knechten zu, »und in der Wand laßt ihr viele kleine Löcher, ebenso groß, daß man einen Finger durchstecken kann. Dahinein sollen sich alle Einwohner des Dorfes stellen und ihren Zeigefinger durch ein Loch stecken. Wenn du dann den meiner Tochter unter all den Fingern herausfindest, so soll sie dir für immer gehören!«

Während nun die Knechte das Haus aufführten, schlich sich Maii zu Kofi. »Hör zu«, sagte sie, »ich werde mich in den Zeigefinger schneiden — wenn du dann den mit der Wunde siehst, so weißt du, daß es meiner ist.« Und so geschah es.

»So nimm dir nun mein Kind zur Frau«, sprach der Vater, »doch wisse, daß es meines Landes Brauch ist, daß die Tochter auch nach der Heirat beim Vater bleibt. Du kannst sie also nicht in deine Heimat fortführen, sondern du

mußt eben selbst hier bei uns wohnen bleiben.«

Aber des Nachts, als die jungen Eheleute allein in ihrer Kammer waren, flüsterte die Frau: »Der Vater will zwar nicht, daß ich fortgehe; aber ich fliehe mit dir, wenn du willst.«

Draußen vor der Hütte waren zwei Pferde angebunden. Kofi schwang sich auf das eine, nahm seine Frau vor sich und jagte davon, seinem Lande zu.

Es war vielleicht eine Stunde später, da wachte die Mutter der Braut auf, und als alles im Hause so still war, stand sie auf und fand das Lager der jungen Leute leer. Gleich berichtete sie es ihrem Mann. Der ging auf die Suche durch das ganze Dorf, kam aber unverrichtetersache zurück. »Alter«, schimpfte seine Frau, »du bist doch zu dumm. Natürlich sind sie gar nicht mehr im Dorf, sondern längst geflohen. Dir kann man wirklich gar nichts überlassen; gib mir das Pferd, ich werde sie selber verfolgen.«

Rasch ging sie in die Küche, um sich Eier zum Essen einzustecken. Da sah sie, daß Maii sich drei Eier mitgenommen hatte; und das sollte Maii's Rettung werden. Es waren nur noch ihrer zwei da.

Die ganze Nacht war das Paar über die Savanne gejagt, aber als der Morgen kam und die Sonne heiß herunter brannte, war die Kraft des Pferdes erschöpft. Sie banden es an einen Baum, legten sich ins Gras und schliefen ein. So fand sie die Mutter.

»Maii«, rief sie, »wenn eine Mutter eine Tochter hat, so soll diese ihr doch jeden Morgen Wasser holen. Das ist unseres Landes

Sitte. Deshalb sollst du nicht von deiner Heimat fliehen!»

»Aber wenn man einen Mann heiratet, so soll man seine Eltern verlassen und zu ihm ziehen«, sprach Maii, griff in ihre Tasche und warf ein Ei auf die Erde, damit Assie, die Erdgöttin, sie fliehen lassen möge.

»Nein, Göttin«, schrie die Mutter, »laß sie nicht fort, ich opfere dir auch ein Ei.« Und sie warf eines ihrer Eier auf den Weg. Da zerschlug Maii ein zweites Ei, und als die Mutter noch eines hingeworfen hatte und nun keines mehr besaß, opferte Maii der Göttin ein drittes. Da wurde die Mutter stocksteif und konnte sich nicht mehr von der Stelle rühren, und so entkamen sie aus dem Lande des grausamen Häuptlings.

Als sie dann nach langer Reise schließlich in die Nähe von Kofis Heimatdorf kamen, sagte dieser zu seiner Braut: »Maii, du bist zu schön, um einfach mit mir ins Dorf zu marschieren; ich will vorausgehen und dich meinem Vater melden, damit man dich mit gebührendem Prunk einholt. Steig so lange auf diesen Baum hier.«

Nun stand der Baum neben einem Teich, und während Kofi ins Dorf ging, kamen zwei Frauen, um Wasser zu holen. Eine bückte sich — da sah sie das Spiegelbild der Maii und dachte, es sei das ihre. »Oh«, rief sie, »so schön bin ich und gehe Wasser holen wie ein gewöhnliches Weib!« Sprach's, zerschmiß ihren Topf und ging stolz nach Hause. Als die andere nun Wasser schöpfen wollte, sah sie auch Maii's Bild und dachte, sie wäre so schön und jung und zu vornehm, Wasser zu tragen; und sie schmetterte ihren Topf auf den Weg. Aber eine Scherbe schnitt ihr in die

Zehe; sie setzte sich, um eine Baumwollflocke auf die Wunde zu legen, und dann lehnte sie sich zurück, um den Schmerz versauern zu lassen. Da sah sie Maii oben auf dem Baum sitzen.

»Du bist aber schön!« rief sie voll heimlicher Eifersucht, »hör' mal, mein Sohn soll dich heiraten. Komm' herunter und sag' mir, welche Speisen dir verboten sind, dann will ich dir eine feine Suppe kochen.«

»Ich darf alles essen«, antwortete Maii und stieg von ihrem Ast herab, »nur darf mich nie ein Kamm berühren; das wäre mein Verderben.«

Da zog die Alte einen Kamm aus ihrer Frisur und stieß ihn dem Mädchen ins Haar. Im gleichen Augenblick verwandelte sich Maii in einen wunderschönen Vogel, der auf und davon flog.

Das Weib stieg nun selber auf den Baum, und es dauerte nicht lange, da kam Kofis Vater mit großem Gefolge, um Maii einzuholen.

»Nun, wo ist deine Braut?« fragte er seinen Sohn.

»Schau, dort auf dem Baum muß sie sein«, antwortete Kofi.

Der Vater ging hin und sah hinauf. »Aber die ist ja ganz alt und häßlich«, rief er entsetzt.

Als Kofi herzukam und sah, wer statt Maii auf dem Baume saß, schrie er empört: »Nein, die ist sie nicht!«

»Doch«, rief die Alte herunter, »freilich bin ich deines Sohnes Braut!«

»Nein, nein, wo ist meine Maii?« jammerte Kofi, »oh, ich schäme mich so, ich werde mir den Kopf abschneiden.« Man konnte ihn ge-

rade noch packen und fesseln, sonst hätte er sich wirklich ein Leid getan.

Nicht lange darnach kam Kofis Bruder, um Palmwein zu holen. Wie er da an der Palme hinaufstieg, hörte er einen Vogel, der rief und sang immerzu: »Kofi, Kofi!«

Als er abends nach Hause kam, erzählte er seinem Bruder — den Armen hielt man immer noch gefesselt — daß da ein Vogel seinen Namen gerufen habe. »Ach, fang' mir doch den Vogel«, bat Kofi, »der wird mir eine Freude in all meiner Trübsal sein.«

Anderntags fing der Bruder das Vöglein und brachte es Kofi. »Kofi, Kofi«, so schmetterte es und hüpfte vor ihm auf und ab. Kofi hatte Freude an ihm; er nahm es auf die Hand und strich ihm leise über das Köpfcchen. Da fiel auf einmal ein Kamm aus dem Gefieder und vor ihm stand Maii, jung und schön wie sie gewesen war.

»Ach meine Maii!« — »Ach Kofi!« riefen sie aus und fielen sich um den Hals.

Als der alte Häuptling die schöne Braut seines Sohnes sah, fragte er: »Wer hat dich in einen Vogel verzaubert?« Und Maii erzählte die Geschichte, wie ihr die Alte den verbotenen Kamm ins Haar stieß, weil sie ihr gesagt hatte, daß das ihr Verderben sein würde.

»Kennst du die Hexe wohl noch?« fragte der Häuptling. Als Maii dies bejahte, fing man alle alten Weiber im Dorf und führte sie ihr vor.

»Die war's!« rief Maii, und mit Prügeln und Hieben wurde sie von ihren eigenen Verwandten umgebracht.

So wurden Maii und Kofi endlich ein glückliches Paar.

DIE STAMMESGESCHICHTE



König Anubli

S A G E N

Die Stammesgeschichte der Baule

Die Sagen über die Besiedlung des Landes vor
Ankunft der Baule

Die Sagen aus der Regierungszeit der Königin
Aura Poku

Kriege

DIE BAULE GEHÖRTEN EINST ZUM mächtigen Volke der Aafue an der Goldküste. Die Königin Aura Poku führte sie vor etwa zweihundert Jahren in die fast unbewohnten Savannen im Hinterlande der Elfenbeinküste, wo es auch heute noch manche leere Flächen gibt. Diese Königin ist die Heldenmutter der Baule; alle geschichtlichen Nachfahren sind vor ihr verblaßt, obwohl man teilweise noch ihre Namen weiß, besonders den ihrer Tochter Aquaboni.

Auch heute noch können Frauen bei den Baule Häuptling werden. Ich habe manchen weiblichen Dorfhäuptling angetroffen, und noch im Jahre 1935 wurde der Unterstamm der Nanafue von einer Frau regiert. Das Oberhaupt der Baule ist heute König Anubli. Er hat mir die Stammesgeschichte seines Volkes erzählt. Unter ihm stehen die Großhäuptlinge, deren jeder einen Unterstamm regiert — Stämme, die Aura Poku schuf, und von denen die Sagen berichten.

Aber nicht nur die Stammesnamen, sondern auch viele Dorfnamen entstanden in jenen ersten Zeiten der Baulegeschichte, und da in den nachfolgenden Sagen darüber nicht berichtet wird, sei hier eine solche Namengebung erwähnt.

Das Dorf Adjunguassu hat seinen Namen von einer Begebenheit aus Aura Pokus Zeit. Sie hatte einmal ihren Diener Bru Kagba Titi von Attiakro ins Land der Sattikana gesandt. Unterwegs wurde dieser krank, und als die Königin dies erfuhr, gab sie Befehl, ihn zu holen. Auf dem Rückwege kam man mit dem Kranken durch einen Wald. Er bat, ihn etwas ausruhen zu lassen. »Ich fühle mich so schrecklich krank«, sagte er. Man rastete und es wurde ihm etwas besser. Da sagte er: »Ma dju mi nguassu«. Das heißt wörtlich: »Ich bin an meinem Platz angekommen.« Damit meinte er: laßt mich hier, dann kann ich wieder gesund werden. Da gründete man an eben dieser Stelle ein Dorf und hieß es nach seinem Ausspruch »Adjunguassu«. Als die Baule in ihr heutiges Land kamen, trafen sie an zwei Stellen Einwohner: die Guro und die

Goli. Die Goli wußten besonders gut zu weben. Ursprünglich hatte man sie auch bekriegt, aber als nur noch ein Dorf übrig war, hatte die Königin Aura Poku entschieden: »Laßt dies Dorf, die Leute sollen uns ihre Handfertigkeiten beibringen!«

Die Guro sind heute noch Meister der Schnitzkunst und ihre Schnitzwerke sind denen der Baule recht ähnlich; deshalb gehört diese Kunst vielleicht zu den von den Guro gelernten Fertigkeiten. Die Baule sind nämlich das einzige Volk der Anyi-Gruppe, das viel und gut schnitzt, so daß der Gedanke naheliegt, daß sie diese Kunst erst von ihren neuen Nachbarn gelernt haben.

Im übrigen brachten die Baule aber ihre eigene Kultur von der Goldküste mit und hielten daran bis auf den heutigen Tag fest.

DIE STAMMESSAGE DER BAULE

erzählt von ihrem König Anubli in Sakassu und ergänzt von Häuptlingen und Alten der Unterstämme

Die Auswanderung



s ist jetzt ungefähr zweihundert Jahre her, da entstand im Königshause der Aafue, der „Leutes des Landes Aa«, im Hinter-

terlande der Goldküste, ein Streit um den Thron. In der Stadt Kumassi, die es heute noch gibt, hatte die Königin Aura regiert, und als sie gestorben war, stritten die Königskinder miteinander: Aura Poku, ihre Tochter, war die Ältere; aber ihr Bruder wollte ihr nicht gehorchen, weil er ein Mann war. Die meisten Männer des Stammes waren auf seiner Seite, und er jagte die Schwester mit ihrem Gefolge nach kurzen Kämpfen aus dem Lande.

Aura Poku floh nach Sonnenuntergang, und mit ihr flohen alle, die ihr treu waren, mit Weib und Kind, erst durch die Savanne und dann tief in den Wald hinein, bis sie durch

einen reißenden Strom aufgehalten wurde, den Comoe im Osten der Elfenbeinküste.

Der Hofzauberer Komie Nassi wurde geholt, damit er rate, wie der Strom überquert werden könne. Er befragte die heiligen Mäuse. Die Mäuse warfen in ihrem Käfig Hühnerknochen durcheinander, und Komie Nassi las daraus, was sie sagen wollten: »Einer unter euch, der nur einen einzigen Sohn hat, muß diesen Knaben dem Strom zum Opfer geben. Dann wird er euch hinüberlassen.«

Aura Poku rief alle ihre Leute zusammen und sagte: »Wir sind beinahe in Sicherheit. Aber es heißt, daß jemand seinen einzigen Sohn in den Strom werfen muß.«

Nun waren da viele Väter, die nur einen einzigen Sohn hatten, aber keiner wollte dem Volk das Opfer bringen. Da nahm die Königin selbst ihr einziges Kind, schmückte seinen Leib mit Gold und warf es in den Strom. Als bald erhob sich ein großer Fels aus dem Grund und teilte die Wasser; darüber zogen die Flüchtlinge in das jenseitige Land und waren gerettet.

Da versammelte die Königin ihr Volk um sich und sprach: »Es ist nun an mir, euch einen Namen zu geben. Zum Andenken daran, daß ihr euer Leben meinem Kinde verdankt, soll euer Name sein Ba Ule, das heißt ‚Das Volk des Kindes‘.«

Die Sage von der Ansiedlung der Baule

Aura Poku und ihr Volk zogen nun weiter einen langen Weg, immer der untergehenden Sonne nach, bis sich eines Tages der Urwald lichtete und sie wieder in die Savanne hinaustraten, dort wo die Ströme Nzi und Bandama zusammenfließen.

Dort wählte Aura Poku einige von ihren Leuten aus und sagte: »Laßt ihr euch hier nieder!« Und sie fügte hinzu: »Otielele Osalo«. — »Wenn lange Zeit vergangen ist, werde ich nicht mehr daran denken.« Sie meinte damit den Kummer, den ihr Bruder ihr zugefügt hatte. Nach diesen Worten nannten die Leute, die sich hier niederließen, ihr Dorf. Mit der Zeit wurde aus »Otielele Osalo« *Tiassalé*, der Name, den das Dorf noch heute trägt. Von jenem Bruder aber weiß man nicht einmal den Namen, denn Aura Poku hat in ihrem ganzen Leben nie mehr von ihm gesprochen.

Mit Aura Poku war auch ihre jüngere Schwester Aya Uongua gekommen. Zu dieser sagte Aura Poku: »Lasse dich mit deinen Leuten hier zu meiner Rechten nieder!« Das wurden die *Fafue*, »die Leute rechts«. Es sind das die Baule in und um den Ort Kokumbo, in dem das Gold gefunden wird.

Damals war Aura Poku noch mit Kuami Asse verheiratet, aber sie mochte ihn nicht mehr. Auf der langen Flucht hatte er nur immer die Hühner gefedert. So sprach sie jetzt zu ihm: »Nimm diese Leute hier, sie sollen dein Volk sein! Und weil du auf der Flucht immer nur die Hühner gefedert hast, sollt ihr euch von

heute an nennen ‚Aitutu‘,¹ das heißt ‚Die Hühnerrupfer‘.

Aura Poku hatte einen Fetisch mitgebracht, mit dessen Hilfe sie alle Kriege gewann. Es war ein kleines Gazellenhorn, das später im Krieg gegen die Franzosen verloren ging, weshalb man in diesem letzten Kriege besiegt wurde. Auf diesen Fetisch mußte von Zeit zu Zeit schwarzer Pfeffer gespuckt werden. Es waren Diener da, die dieses Spucken für die Königin besorgten. Diesen Dienern befahl Aura Poku jetzt auch, sich niederzulassen, und da der Pfeffer »Sa« heißt, wurden sie die Sa f u e, die »Pfefferleute« genannt.

Die Leute, die Aura Poku nachts bewachen mußten und auf der Veranda (Lomo) schliefen, bekamen ihr Land dort, wo heute die Straße von Buake nach Sakassu führt. Man nennt sie heute noch die L o m o. Sie sind ein Teil des Unterstammes der Uarebo.

Es waren auch Leute da, welche die Haut der Ochsen brannten, kochten und aßen, was bei den Baule auch heute noch mit den Häuten der Ochsen und Antilopen geschieht; diesen Hautfressern gab Aura Poku jetzt ihr Land, und da die Haut »Bru« heißt, wurden sie der Unterstamm der B r u.

Zu denen, die ihre weitere Umgebung bildeten, sagte die Königin: »Laßt euch hier nieder, um zu wachen und es mir zu melden, wenn mein Bruder kommt, um Krieg gegen uns zu machen. Ihr sollt hier bleiben als ein starkes

¹ Die Aitutu wurden zum größten Unterstamm der Baule, und heute noch regiert ein Nachfahr des Kuami Asse in der Hauptstadt Asembo: Niamye Bru. Mit Kuami Asse war ein Mann in dieses Land gekommen, der sich auf das Vergolden von Holzplastiken verstand, und so sind die Aitutu Meister in dieser Kunst geworden. Weit aus dem Osten der Elfenbeinküste kommen die Sendlinge der Könige und Häuptlinge der Anyivölker zu ihnen, um den funkelnden Zierat für ihre Herrscher einzuhandeln.

Schloß.« Da »das Schloß« »Agba« heißt, wurde daraus der Unterstamm der A g b a.

Nun hatte sich Aura Poku eine große Trommel machen lassen und ihr den Namen »Das ganze Land bedecken« gegeben — man sollte sie im ganzen Lande hören können¹. Jetzt machte ihr Halbbruder eine Trommel für sich und nannte sie »Die Welt und die Gedanken schluckend«. Die Königin ärgerte sich, daß der Bruder seiner Trommel einen prächtigeren Namen als sie der ihren gegeben hatte. Er hatte sie aber absichtlich so genannt, weil die Trommel der Aura Poku so großartig hieß. Nun sprach sie: »Wir können nicht zusammen sein. Du mußt an einen anderen Ort ziehen!« Und sie bekämpfte den Bruder. Er floh und ließ sich nahe bei den Guro nieder. Dann aber, nach langer Zeit, kam er wieder, um Aura Poku um Verzeihung zu bitten. »Zahle!« sagte sie. Da zahlte der Bruder mit Gold. Das aber verlangten die Toten, die für Aura Poku in diesem Krieg gefallen waren. Die Königin sagte: »A me sumie. Ihr sollt andere Menschen an ihren Platz stellen.« Man sagt, aus me sumie sei der Name der J o u r e geworden, jenes Baulestammes, der heute noch nahe den Guro wohnt.

Eine andere Deutung des Namens Joure gaben mir der Großhäuptling Kofi Bonafu und seine Ältesten in der folgenden Geschichte. Die Joure seien eigentlich Uarebo (Kernstamm der Königin). Sie seien mit Aura Poku gekommen und hätten sich zuerst zwischen dem heutigen Tiebissu und Sakassu festgesetzt, aber nur für kurze Zeit.

Aura Poku bekam dann wieder einen Sohn, Atabia, und eine Tochter, die hieß Akua Boni.

¹ Die Baule haben, wie viele afrikanische Völker, eine Trommelsprache. Sie ist nicht eine Zeichensprache, vergleichbar dem Morsealphabet, sondern eine ungemein geschickte Nachahmung der gesprochenen Sprache mit ihrem Rhythmus und ihren Höhen und Tiefen.

Jedes von diesen Kindern hatte eine Pflanzung und viele Hühner. Aber die Hühner liefen manchmal in die falsche Pflanzung, und als es eines Tages wieder geschah, fing das Mädchen ein Huhn ihres Bruders und tötete es. Darüber gab es Streit. Der Sohn Atabia zog daraufhin fort über den Bandama. Den konnte er leicht überschreiten, weil nur wenig Wasser darin war. Das Land dort war unbewohnt. Er nahm seine Familie mit und einen Mann, den er unterwegs kennengelernt hatte. Bis in das Bergland kamen sie. Dort gründeten sie den Ort, der heute Begbesu heißt. Der andere Mann zog weiter bis nach Diako zu den Ajau. Atabia fand einmal in einem Baumstamm eine große Menge Gold. Das nahm er mit und brachte es seiner Schwester. »Mang maure«, sagte er, »ich weiß nicht, was das ist!« »Das ist Gold«, sagte die Schwester. Da gab er es Akua Boni und kehrte zurück. Von dieser Zeit an hieß das Land Mang maure, nach dem Manne, der noch kein Gold kannte, und diesen Namen hat man mittlerweile verändert, und nun heißt er J a u r e.

Einstmals tötete Atabia ein Huhn. Seinem Gefährten, den er unterwegs gefunden hatte, gab er nur die Därme. Därme heißen »Aja«. Und als sie dann den Bandama überschritten hatten, zog dieser Gefährte weiter; das Land aber, in dem er sich niederließ, wurde nach dieser Geschichte mit den Därmen A j a u genannt. Als der Gefährte nun diesen Wohnplatz gefunden hatte, zog er aus, um Elefanten zu jagen. Er fand ein Gebiet, in dem es sehr viele gab. Darum ging er zu Atabia und sagte: »Jenes Gebiet möchte ich gern für mich haben, ich werde dir dann immer das Elfenbein geben.« Das war Atabia recht. Und so ge-

schah es. So setzte sich der Gefährte dort fest, und bis heute ist dieses Elefantengebiet das Land der Ajau. Und bis zu der Zeit, als die Weißen kamen, brachten die Ajau das Elfenbein den Jaure. Die aber gaben es den Uarebo, dem Volk der Königin. Und in diesem Teil des Baulelandes hat es nie Krieg gegeben.¹

Die Männer, die für die Königin die Kriegsschwerter so wunderbar scharf schleifen konnten, erhielten auch zusammen einen Wohnsitz. Sie nennt man darum heute noch N a n a f u e, die Schleiferleute².

Als Aura Poku auf ihrem Zug die Guro fand, sagte sie: »Wer hat die Leute hier in den

¹ In Papuabo, einem Dorf der Ajau, wurde mir die Geschichte der Jaure und der Ajau jedoch etwas anders erzählt. Es berichteten der Großkönig Kofi Bonafu und sein Berater:

An der Goldküste hat es ursprünglich drei Familien gegeben, die Ajau, die Joure und die Uarebo. Zwei Brüder, Kofi Dufu (Ajau) und Atabia (Joure), und ihre Schwester Aura Poku (Uarebo) regierten sie. Die Familie Atabias hatte immer Weibergeschichten bei den Anyi der Goldküste. Die Anyi verlangten dafür Geld, man verweigerte es — so gab es Krieg, und die drei Familien mußten fortziehen.

Die drei Familien hatten ihren Fischplatz im Mlekesse-Fluß. Man fing viele Fische, bis eines Tages ein Angehöriger der Uarebo-Familie einen Ajau mit Sand bewarf. Es gab Streit, und die beiden Familien verprügelten sich im Wasser. Im Dorf tötete dann ein Ajau einen Uarebo. Tiassekuassi hieß der Mörder, Tiesse der Getötete.

Die Ajau schämten sich, daß sie einen Menschen getötet hatten, zogen fort und gründeten das Dorf Diako auf der linken Seite des Bandama-Stromes. Dann zahlten sie viel Gold an Aura Poku. Aura Poku aber sagte: »Aja!« Das sollte heißen »Ihr seid so gut, wie die Därme in meinem Bauch.« Daraus entstand der Name Ajau.

Die Joure waren damals sehr arm, als sie noch bei den Uarebo wohnten. Einmal gab man einem Joure ein Gewehr, damit er jenseits des Bandama jagen konnte. Dieser Mann fand Gold . . .

Eine weitere Erklärung des Namens Ajau findet sich am Schluß der Stammeslegende der Sattikana Seite 159.

² In Sakassu, der Hauptstadt der Uarebo, erzählt man jedoch, die Königin habe damals alle Frauendiebe zusammen angesiedelt, und ihr Name komme von Onafue, »Die Frauendieb-Leute«.

Da die Nanafue aber damals von einer Frau regiert wurden, wie man aus einer Kriegsgeschichte weiß, und

Busch gesetzt?« Aus dem »bru ua« (»Busch hier«) wurde mit der Zeit das Wort G u r o. Sie saßen damals schon am Bandama, aber auf der Seite, auf der heute die Baule wohnen.²

Als Aura Poku diese Guro verjagt hatte, ließ sie an jener Stelle auch ein paar Baule zurück und sagte: »Wenn die Guro wiederkommen, so braucht ihr nicht eure guten Gewehre auf sie abzuschießen; stoßt sie nur ein wenig mit euren Paddeln an, dann werden sie davonlaufen!« Und weil Paddel Sana heißt, wurde aus ihnen der S a n a -Stamm.

Mit Aura Poku waren auch Leute gezogen, deren Aufgabe es war, ihr und ihrem Volk einen Weg durch den Busch auszuhauen. Als sie die Guro verjagt hatte, gab sie diesen Pfadmachern einen Platz, an dem sie wohnen konnten. »Geht dorthin«, sagte sie, »und kommt bei Gefahr rasch wieder (Ko na blande). Wenn die Guro noch da sind, machen wir weiter Krieg.« Die Guro aber waren nicht mehr da und die Männer kamen zurück. Da gab die Königin ihnen das Land; sie aber nannte man »Ko na blande« und daraus ist G o d e geworden, wie man sie heute nennt.

Als Aura Poku mit ihrem Volk in jene Gegend gekommen war, in der heute Agboville liegt, siedelte sie dort die Leute an, die ihr sonst am Abend das Lager zu bereiten hatten. Man nannte sie A b e , »Die Leute vom fertigen Bett« (be = das Bett ist fertig). Die Abe sind also, was nicht jedermann weiß,

weibliche Häuptlinge mit »Nana« angeredet werden, dürfte Nana-fue vielleicht auch »Leute des Frauenhäuptlings« bedeuten. Als ich 1935 im Land der Baule war, wurden die Nanafue auch von einer Frau regiert.

² Vergleiche auch die Geschichte der Stämme Gode, Sana, Sattikana und den Abschnitt »Krieges«.

Baule. Die Abe-Sprache ist dem Baule ähnlich; man kann sie einigermaßen verstehen.

Dann war noch ein Stamm mitgekommen, der die Baule-Sprache angenommen hatte, aber doch ein Volk für sich geblieben war, während alle anderen Baule damals ein großes Volk ohne Unterstämme waren. Als die Königin Aura Poku endlich den Platz gefunden hatte, an dem sie sich selbst niederlassen wollte, setzte sie sich unter einem Baum nieder und zählte einen ganzen Vormittag lang ihr Volk. Allen wies sie Wohnplätze an. Aber als dieser verwandte Stamm kam, sagte sie ihnen, sie wolle erst etwas essen und dann weiterzählen. Die Leute warteten, aber Aura Poku kam nicht zurück. Man schickte zu ihr, da lag sie auf ihrem Bett und schlief. Fünf Tage ließ sie sie warten, da merkten sie, daß die Königin, nun sie in einem neuen Lande war, nichts mehr von ihnen wissen wollte und nur die reinen Baule bei sich zu haben wünschte. Da zogen sie ab und gründeten ein Dorf. Als aber nach einem Monat noch immer kein Abgesandter von der Königin gekommen war, sagte ihr Häuptling: »Es ist wahr, daß Aura Poku uns bisher befehligt hat, und dies mit Recht, denn sie hat ihren Sohn geopfert, damit wir dieses Land gewinnen. Nun aber will sie uns nicht mehr. So wollen wir alle zeigen, daß auch wir nichts mehr von ihnen wollen, und daß wir keine Baule sind.« Es war gerade ein junger Mann von Ferkessedugu gekommen, der drei lange Tätowienarben auf jeder Wange hatte. Sagte der Häuptling: »So wie dieser Bursche wollen wir uns fürderhin alle tätowieren, damit Aura Poku erkennen möge, daß wir jetzt ein anderes Volk geworden sind.« Diese Leute rechnen sich zwar bis heute noch zu den Baule,

aber sie sind seit jener Zeit von den Baule Aura Pokus getrennt und zahlten ihr nie etwas. Auch haben sie die fremde Sitte der Beschneidung für Knaben und Mädchen angenommen und nennen sich K a n g a , das heißt »Der Rest« oder »Die, die nicht gezählt wurden«. Später, als der Sudan-Häuptling Samory das Land mit Krieg überzog, flohen viele von diesen Kanga nach dem Süden zu den eigentlichen Baule und baten: »Wir sind doch eure Verwandten, laßt uns bei euch leben.« Andere wurden vielleicht auch als Sklaven hierher verkauft, aber das weiß man nicht sicher. So kommt es, daß man heute so viele dieser Drei-Narbigen bei uns sieht; sie sind eben auch Baule.¹

Mit den Baule war auch ein Volk gekommen, das eine andere Sprache redete, aber doch zum Volk der Königin gehörte. Wenn auf der Wanderung ein Ochse geschlachtet worden war, dann fraßen diese Leute stets die große Ratte Bete und kein Ochsenfleisch, und man nannte sie danach. Sie fraßen auch ihre Toten. Deshalb jagte sie Aura Poku fort, und darum wohnen die B e t e heute so weit von den Baule entfernt.

Als Aura Poku ihren Zug in das neue Land beendet hatte, zählte sie ihr Volk unter jenem Baum, wie oben beschrieben wurde. Und unter diesem Baume versammelte sie auch in Kriegzeiten ihre Leute. Sie heißen deshalb U a r e b o ,

¹ Die Kanga heißen auch Tagbuana. Ihre Sprache sei heute noch reinstes Baule. Die Tätowierung dürfe man nicht verwechseln mit den drei langen Narben, welche die Mossi auf jeder Wange tragen. Sie machen sich nämlich nur drei kleine Schnitte, die strahlenförmig von jedem Mundwinkel ausgehen, so wie es auch die Baule-Bru machen. Doch sitzen die Kanga weiter im Norden als diese. Das Tätowieren verstünden sie nicht so gut wie die Bru, heißt es, so daß ihre Narben etwas zu groß sind.

»Unter einem Baume.«¹ Als die Weißen kamen und mit den Uarebo Krieg machten, fiel der Baum beim ersten Schuß um. Man sieht ihn heute nicht mehr. — Hier war später auch die Residenz der Königin, die ebenfalls Uarebo hieß. Aber als ihr erster Minister starb, er hieß Dje, wurde er da begraben, wo heute noch die Königsstadt Sakassu liegt. Das war die erste Residenz gewesen.² Nach diesem Minister heißt jetzt der Platz der alten Residenz »Dje-Sakassu« (Saka = Friedhof). Als dann die Weißen befahlen, daß der König wieder an diesen ersten Platz ziehen sollte, scheute er sich, da zu wohnen, wo die Toten lagen, und baute ein Stück abseits davon. Und dort, wo der Friedhof lag, ist heute eine Siedlung des Händlervolkes der Diula. All die alten Vornehmen der Uarebo liegen dort begraben.

Die Uarebo waren und blieben der mächtigste Stamm der Baule. Alle Baule betrachteten den König in der Uarebo-Hauptstadt als ihren Vater, und daran hat sich auch bis heute wenig geändert, wenn auch die Weißen dem König viele Machtbefugnisse genommen haben. Das Land der Uarebo war jedoch übervölkert. Aura Poku sandte deshalb viele Familien fort, und so entstanden die zahlreichen Uarebo-Splitter, die man im Baule-Land findet. Sie alle mußten der Königin Feldfrüchte liefern. Im Dorf Sinsekro (Bru) erzählt man, ein Jäger habe einmal in einem Berge bei Kokumbo Perlen aller Farben gefunden. Sein ganzes Dorf zog dorthin, und so entstand das Dorf D j a n g o b o .

¹ Uare — ein bestimmter Baum, bo = darunter.

² Denn es ist Brauch bei den Baule, die Verstorbenen da zu begraben, wo man hergekommen ist, wenn das Dorf zu ihren Lebzeiten verlegt wurde.

BESIEDLUNG DES LANDES VOR ANKUNFT DER BAULE

Vom Großhäuptling des Stammes der Sattikana
in der Residenz Bottroéu erzählt

Der Großhäuptling zählte an seinen Fingern
eine Reihe von zwölf Ahnen auf, und begann

Okoin Kuadio hieß der erste der Ahnen, von dem ich weiß. Er war Unter-Häuptling der Königin Aura Poku gewesen, als diese noch an der Goldküste wohnte. Es gefiel ihm dort nicht mehr, und so zog er mit seinem Volk, mit allen Weibern und Kindern, nach der Elfenbeinküste. Hier gründete er sechszwanzig Dörfer, nachdem er die Guro aus dem Lande verjagt hatte. Seine Residenz war das Dorf Bottroéu, das auch heute noch Sitz des Großhäuptlings der Sattikana ist. Wenn man an der Goldküste damals von seinem Volke sprach, so sagte man »die Ajolo«, das heißt »Die, die sich dort festgesetzt haben«.

Nachdem Okoin Kuadio das Land in Besitz genommen hatte, mußte Aura Poku infolge eines Krieges ihr Land verlassen, kam mit Heeresmacht und weit überlegener Volkszahl an der Elfenbeinküste an und zog in Okoin Kuadios Lande. Okoin Kuadio ging zu ihr und sprach: »Es ist nicht recht, daß du so in mein Land einfällst, denn hier war ich zuerst. Wenn du in dieses Land kommst, kannst du dir doch einen eigenen Platz suchen!«

Darauf erklärte Aura Poku dem Okoin den Krieg und besiegte ihn. Dann aber ließ sie ihn kommen und sagte: »Ich sehe ein, daß du im Recht bist.« So einigten sie sich; Aura Poku zog gegen Süden und setzte sich in Sakassu fest. Von dort aus entstanden dann alle Baulestämme, denn die Sattikana waren allein gekommen, und man weiß, daß alle anderen Baulestämme von Aura Poku ausgegangen sind.

So lebte man nun in Frieden, bis eines Tages ein Jäger der Aura Poku auf dem Gebiet des Okoin jagte und dabei einen Mann tötete. Der Großhäuptling verlangte von der Königin als Buße einen lebenden jungen Leopard. Aura Poku sandte alle ihre Männer aus, und viele mußten bei der gefährlichen Jagd ihr Leben lassen. Aber schließlich gelang der Fang, und Okoin Kuadio erhielt die geforderte Buße.

Einige Jahre danach kam ein Jäger des Großhäuptlings in das Gebiet der Königin und hatte dort ebenfalls das Unglück, einen Menschen zu töten. Da forderte Aura Poku zur Sühne einen lebenden jungen Elefanten von Okoin Kuadio. Obwohl es klar war, daß es nicht gelingen würde, einen jungen Elefanten zu fangen, schickte der Großhäuptling doch seine Männer aus. Aber es gelang ihnen nicht!

Lange Jahre dauerte die vergebliche und gefährvolle Jagd, und viele Männer kamen dabei um. Als Okoin sieben Jahre lang hatte jagen lassen, hatte er so viele Männer verloren, daß er zu Aura Poku ging und zu ihr sprach: »Verzeih mir, ich habe sieben Jahre nach dem Elefanten für dich gejagt, aber ich habe keinen fangen können.«

Da sagte Aura Poku: »Ich sehe, daß du sieben Jahre nach dem Elefanten gejagt und viele Männer dabei verloren hast; so will ich dir verzeihen, aber von heute an bist du mein Untertan, und dein Land soll ‚Sattikana‘ heißen, das ist ‚Das Pfand in meiner Hand‘.«¹

Der Großhüptling der Sattikana erzählte weiter:

Während des Krieges, den Aura Poku gegen meinen Stamm geführt hat, ist ein Teil des Ajolovolkes, wie die Sattikana damals hießen, abgesprengt worden. Er hat nach Friedensschluß nicht in die Heimat zurückkehren können. Dieser Splitter blieb in seinem neuen Land und trug weiterhin den Namen Ajolo, woraus später der heutige Stamm der Ajau wurde.

¹ Nachdem mir der Großhüptling der Sattikana erzählt hatte, daß sein Volk vor den Baule der Aura Poku im Lande gewesen sei, war ich gespannt, was wohl der jetzige König der Baule, Anubli, ein Nachfahre der Königin Aura Poku, seinerseits über die Sattikana sagen würde. In Sakassu, seiner Residenz, danach befragt, antwortete der König: »Die Sattikana sind die allerreinsten Aura Poku-Leute. Gewiß, die anderen Baule-Stämme sind auch echte Leute der Aura Poku, aber doch nicht in dem Maße wie die Sattikana. Das ist vielleicht noch von der Goldküstenzeit her. Aura Poku hat zu ihnen gesagt: ‚Ihr seid meine Satti sona = die Menschen in meiner Hand, mein Kommando‘.«

Fast alle Hüptlinge der verschiedenen Baule-Stämme und auch der König Anubli geben an, das Land sei vor Ankunft der Baule bis auf zwei beschränkte Gebiete (Guro und Goli) leer gewesen. Die Sattikana jedoch sprechen von einem großen Volk, das vor ihnen im Lande gewesen sei. Und sie selbst wollen ja noch vor der Königin Aura Poku an der Elfenbeinküste angekommen sein. Es ist möglich, daß die Baule zwar ebenfalls von diesen Ureinwohnern wissen, aber den Weißen ungerne davon erzählen, weil sie nicht absehen können, ob eine solche wahrheitsgetreue Angabe politische Folgen haben könnte. Die weißen Regierungen haben da und dort in Afrika alte Eroberungen rückgängig gemacht, wenn auch natürlich nicht so weit zurückliegende Ereignisse.

Im Dorf Sanikro der Sattikana, deren Stammesgeschichte soeben erzählt wurde, berichtete ein Mann namens Kuassi-Assie

Als die Baule aus der Gegend des heutigen Abron in das Land kamen, war dieses von den Blubobatitti¹ bewohnt. Sie sprachen eine Sprache, die sehr ähnlich der unseren war, und die Baule haben diese Sprache dann angenommen. Das Volk der Aura Poku ist viel zahlreicher als die Einheimischen gewesen, und diese waren weithin zerstreut. Aura Poku unterwarf sie und nahm sie als Krieger gegen die Guro. Von diesen Guro wollte sie kein Land: man bekriegte sie nur, denn die Guro fingen die reisenden Baule ab und fraßen sie. Da machte Aura Poku einen Krieg mit ihnen und unterwarf sie. Die Guro brachten ihre Waffen, baten um Verzeihung und sagten: »Wir werden euch alle unsere Kriegswaffen geben, dann können wir keinen Krieg mehr gegen euch führen.« Sie zahlten in Eisenstangengeld.²

Als die Sattikana von der Goldküste in dieses Land kamen, bauten sie ihre Häuser, wie sie es von der alten Heimat her gewöhnt waren, und so tun sie es heute noch. Man hat all die alten Gepflogenheiten bewahrt. Zum Beispiel hat man auch die Signaltrommeln damals mitgebracht und die Goldgewichte. Goldgewichte sind ja keine schwere Last, und man hat doch sogar die Frauen und Kinder mitgebracht. Nein — damals hat man doch noch keine Goldgewichte gehabt, denn man kannte ja das Gold

¹ Vielleicht das gleiche Volk wie die früher erwähnten Goli, von denen auch berichtet wird, daß die Baule ihre Sprache angenommen hätten.

² Ich habe ein solches Stück Eisengeld aus dem Besitz eines Vornehmen namens Assamie-jau in ebendiesem Dorf gekauft. Er sei der einzige, hieß es, der noch eine derartige Geldstange besitze.

noch garnicht (?); als Geld hatte man Kauri-Muscheln. Man hat sehr große Kriege gegen die Bambara geführt, um dabei Kauri-Muscheln zu erobern und Gefangene zu machen, die an den Baule-König und andere Baule-Stämme verkauft wurden. Die Alten hat man getötet und die Jungen als Gefangene mitgeführt.¹ Man hat auch, bevor die Weißen an die Elfenbeinküste kamen, schon Gewehre neben den Kriegsschwertern verwandt. Dazu trug man den ledernen Kriegsgürtel, der die Lenden schützt.

¹ Die Baule beziehungsweise die Sattikana waren offenbar ihren Nachbarn in der Kriegskunst überlegen.

SAGEN AUS DER REGIERUNGSZEIT DER KÖNIGIN AURA POKU

König Anubli und seine Ratgeber in Sakassu erzählten folgende Einzelheiten aus der Regierungszeit der Königin Aura Poku

Jede Woche schickten die Stämme, die nahe bei Sakassu sitzen, Feldfrüchte und Schenkel oder Unterkiefer von Jagdtieren als Geschenk an die Königin. Die ganz weit entfernten Stämme schickten Pulver. Man machte das dort, hinter Tiassalé. Aus Tiassalé kam auch Salz.¹

Die entfernten Länder gegen Aufgang der Sonne verteilte Aura Poku auch, nachdem sie Kundschafter dorthin gesandt hatte, um zu sehen, wer dort wohne, und diese das Land leer von Menschen gefunden hatten. Sie selbst ist aber nie dort gewesen. Die Leute kamen eben zu ihr.

Aura Poku hatte einen Fetisch, der war sehr mächtig. Mit diesem Fetisch regierte sie. Er hieß Mle und war ein Laure-Eisen, ein Hohl-eisen, auf das man mit hölzernen Hämmerchen klopft. Wenn sie im Lande nach dem Rechten sehen wollte, legte sie Mle vors Haus in die Sonne. Dann wußten alle Leute, daß Aura Poku kommen würde. Sie versteckten alles, was Wert hatte und zitterten. Wenn sie auf Reisen ging, trug man viele Schätze vor ihr

¹ Über dieses südlichste Baule-Dorf lief der Handel mit den Küstenstämmen.

her, Tutehörner und Fliegenwedel und Schwerter mit vergoldeten Griffen. Schon in jenen Zeiten waren es die Aitutu, die diese Dinge machten. Mit jenem Gatten der Aura Poku, der den Stamm der Aitutu begründete, hatte sich nämlich ein Goldschmied-Vergolder niedergelassen.¹

Auro Poku hatte Diener für jede Arbeit. Nur essen tat sie selbst. Und sie wurde sehr, sehr alt. Als sie gestorben war, kamen alle Baule nach Sakassu, ein ganzes Jahr lang, und jeder Stamm blieb mindestens eine Woche, um zu ihren Ehren zu tanzen, zu essen, zu feiern.

¹ Anubli, der jetzige König, hat keine Schätze aus alter Zeit; alles sei im Krieg gegen die Weißen verloren gegangen, weil damals alle Häuser abbrannten; der Rest sei gestohlen worden. — Als ich 1935 an der Elfenbeinküste war, zog Anubli zur Kolonial-Messe an die Küste, nahm aber nur wenig Schätze mit, weil er im Vorjahre den ersten Preis dafür bekommen hatte. Nun fürchtete er, ein gewisser anderer König würde ihn vergiften, damit dieser den ersten Preis bekäme.

KRIEGE

Im Lauf ihrer zweihundertjährigen Geschichte hat es mehrmals Krieg im Land der Baule gegeben, aber es waren fast nur Kriege der Baulestämme untereinander, und sie waren offenbar nicht sehr blutig.

Als Kriegserklärung schickten die Baule zwei oder drei gute Schützen zum Feind und ließen ihm sagen: »Ihr habt das oder das angestellt; kommt morgen an jenen Platz, wir werden Krieg machen. Wenn ihr nicht da seid, werden wir in euer Dorf kommen.«

Man bekämpfte sich dann irgendwo in offener Savanne. Als Waffen hatten die Baule Flinten zum eigentlichen Kampf und schwere Kriegsschwerter, Kaka, mit etwa siebzig Zentimeter langer Klinge für die Verfolgung. Mit diesem Schwert konnte man einem Feind »wunderbar den Kopf abschlagen.« Am Unterarm trug man noch, in ein Band gesteckt, einen Dolch. Es gab große Kriegshelden, die ihren Mut und ihre Stärke dem Besitz des Alu-Fetisches verdankten, den sie um den Hals gehängt trugen. Im Kriege waren die Aluleute unbesiegbar. Der Anblick des Fetisches allein schon jagte den Gegner in die Flucht.

Bei Kriegstänzen, die mir zwei ältere Baule gezeigt haben, verwendet man nur die Schwerter. Diese alten Tänze stammen aus einer Zeit, in der die Schwerter noch die Angriffswaffen waren. Speere, anderwärts in Afrika als Kriegswaffe gebraucht, sind nur als Jagdwaffe bekannt. Pfeil und Bogen gibt es bei den Baule nicht, auch nicht in der Erinnerung.

Auch Schilde kannten die Baule nicht, und sie zogen nackt in den Kampf — bis auf einen sehr seltsamen Schutz: in der Lendengegend trugen sie einen Ledergürtel aus zwei dicken, geflochtenen Wülsten, sehr massig und schwer, fünf bis zehn

Zentimeter breit, wohl gegen Flintenkugeln. Er ist merkwürdigerweise hinten doppelt so breit und dick wie vorne, wo er zusammengebunden wird, als ob man von vornherein die Flucht für den wahrscheinlicheren Ausgang des Kampfes hielt.

Wer auf der Flucht gefangen war, wurde nicht getötet, sondern als Sklave mitgenommen; die Verwandten konnten ihn auslösen. Köpfe und Körper der Erschlagenen überließ man den Angehörigen.

Nach Friedensschluß kamen alle Krieger im Siegerdorf zusammen und die Besiegten brachten die Kriegsentschädigung. Man trank Palmwein und es wurde feierlich festgestellt, daß jetzt Schluß der Fehde sei. Alle Fetischpakete eines bestimmten Fetisches wurden in die Mitte der Versammlung gelegt und dazu gesagt: »Wer nun der anderen Partei noch Übles antun will, den soll der Fetisch töten!«

Die beschriebenen Kriege entbrannten alle oder fast alle in der Frühzeit der Baulegeschichte, zu Lebzeiten Aura Pokus oder ihrer Tochter Aquaboni. Der jetzige König Anubli erklärte, später habe es keine eigentlichen Kriege mehr gegeben, nur kleine Jagdstreitigkeiten zu der Jahreszeit, wo viele Dörfer gemeinsam die Savanne abbrannten, wie es dabei ja heute noch von Zeit zu Zeit Reibereien gäbe.

Aura Poku selbst hatte mehrmals andere Baule-Stämme bekriegen müssen, nachdem sie beim Einzug in das Land gegen die Guro und offenbar auch gegen die Sattikana gekämpft hatte. Alle Kriege gewann sie, weil sie mehr Leute als die anderen Häuptlinge besaß. Alle Dörfer mußten ihr helfen. Berufssoldaten gab es nicht.

Aura Pokus Krieg gegen die Fafue

Die Fafue waren, wie erzählt wurde, die Leute, die unter Aura Pokus Schwester angesiedelt worden waren. Sie waren »ganz reine Baule«.

Eines Tages starb in der Residenz der Schwester ein alter Mann. Zur Beerdigung erschien ein alter Häuptling namens Apendremana, aus einem anderen Fafuedorf. Bevor er von daheim fortgegangen war, hatte er sich Wasser, Yams und alles, was er sonst zum Essen brauchte, eingepackt und mitgenommen. Als er dann in der Residenz war, bereitete er sich selber sein Essen. Da fragten die Verwandten Aura Pokus, die auch zum Totenfest gekommen waren: »Warum hat der Alte sein Essen mitgebracht? Das werden wir Aura Poku sagen; sie wird dem Kerl zeigen, was sich gehört!«

Der Alte sagte: »Ich bringe mir mein Essen mit, weil es bei euch nichts Gescheites gibt.«

Das erzählte man Aura Poku. Sie sagte: »Den werden wir gutes Benehmen lehren!« Sie sandte Leute aus, um ihn zu erschießen. Die gaben nur einen Schuß auf ihn ab, da war er gleich tot.

Nun erklärten die Fafue aus dem Anhang jenes Häuptlings den Krieg. Aber Aura Poku gewann, wie sie in allen ihren Kriegen siegreich gewesen ist. Und diesmal ging man nicht wie sonst darauf aus, von dem Besiegten eine Kriegsentschädigung in Gold zu bekommen, sondern die Leute der Aura Poku fingen des Nachts die Leute in den Fafue-Dörfern und brachten zahlreiche Gefangene nach Haus.

Noch heute leben in der Königsresidenz Sakassu die Nachfahren der Gefangenen, die man in jenem Kriege gemacht hat.

*A*uch gegen die Sa hat Aura Poku einmal Krieg geführt, aber man weiß in Sakassu nicht zu sagen, weshalb der Krieg ausbrach, und wie er verlief.

Wie Aura Poku gegen die Nanafue kämpfte

*A*quaboni, die erste Tochter, die Aura Poku an der Elfenbeinküste von ihrem Gatten Kuami Asse geboren hatte, bekam einen Sohn Kuami Tutu.

Kuami Tutu starb. Er hatte eine Frau vom Stamme der Nanafue gehabt. Diese hatte nun Angst, daß man sie töten werde, damit sie

ihren Gatten begleiten könne. Solche Furcht hatte sie, daß sie versuchte sich aufzuhängen. Nun war da ein Dorf namens Ngebdjo, das heute noch unweit von Sakassu liegt. Einige Leute von dort gingen zu den Nanafue und sagten: »Aura Poku hat eine Frau von euch getötet.« Das war aber nicht wahr!

Die Nanafue sagten: »Gut! Wir werden sie bekriegen.« Und so gab es Krieg. Beim Dorf Akoblikro im Varebo-Land kamen die Nanafue an.

Unter den Uarebo war ein alter Mann mit Namen Akoko. Der schoß siebenmal auf die Nanafue. Einen tötete er und man schnitt ihm den Kopf ab, um ihn Aquaboni zu zeigen. Aquaboni sagte: »Wie ist denn das gekommen?« Und man erzählte ihr, wie die Nanafue Krieg angefangen hätten, weil sie glaubten, man habe eine ihrer Frauen getötet, um Aquabonis Sohn ins Jenseits zu begleiten. Aquaboni sagte: »Gut, wir machen weiter!« Und sie zogen alle in den Krieg gegen die Nanafue.

Die Nanafue hatten damals¹ eine Königin, namens Akizi sigbru. Diese trieb die Leute in den Krieg. Man nahm sie gefangen und brachte sie nach Sakassu. Dort zog man ihr alle Kleider aus und sogar den Lendenschurz und zwang sie, überall zu fegen, tagelang, wochenlang, bis sie tot umfiel.

Uarebo gegen Goli

Erzählt vom König Anubli und seinen Beratern in Sakassu

*A*ls Kuami Tutu, der Enkel Aura Pokus, gestorben war, sagte seine Mutter Aquaboni, die Tochter der Aura Poku: »Ich will, daß man im Land der Uarebo als Zeichen der Trauer die

¹ Wie 1935 auch.

Kleider zwei Monate lang schmutzig trägt. Alle Kleider sollen sie in rote Erde legen.«

Man hielt während dieser Trauerzeit einen großen Markt in Lokasi.¹ Als nun die Leute aus den Uarebo-Dörfern mit ihren gerötelten Tüchern kamen, lachten die Goli sie aus.

Die Uarebo gingen heim und erzählten das ihrer Königin Aquaboni. Sie sprach: »Mein lieber Sohn ist tot, ich will nicht, daß man uns wegen unserer Trauer auslacht, das kränkt mich sehr. Wir werden sie bekriegen!«

So geschah es. Und die Goli flohen dorthin, wo sie heute wohnen. Früher wohnten sie nämlich bei Sakassu. Jetzt liegt nur noch ein von Goli bewohntes Dorf hier.²

Krieg der Joure gegen die Nanafue

Berichtet von einem Großhäuptling der Ajau, namens Kofi Bonafu, und seinen Beratern

Einst kam von den Nanafue aus der Gegend des heutigen Tiebissou ein Mann zu den Joure. Eine Joure-Frau sah ihn auf dem Pfad dahingehen und sagte zu ihm: »Ei, du bist wirklich zu hübsch!«

Darauf sagte ihr Mann: »Warum sagt meine Frau zu diesem, er sei hübsch?«

Es gab Streit; der Ehemann holte sich zweihundert Leute und zog fort zu dem Dorf jenes

¹ Das ist ein ausgeholztes Waldstück, das als Marktplatz hergerichtet war, kein Dorf. Loka ist der Name eines Flusses.

² In einer anderen Erzählung des Königs Anubli wird ebenfalls ein letztes Golidorf erwähnt, das von Aura Poku verschont wurde, damit die Baule von den Goli das Weben lernen könnten. Es handelt sich wohl um ein und dasselbe Ereignis, so daß sich die richtige Geschichte aus beiden Erzählungen zusammen ergibt, wobei wohl statt Aura Poku deren Tochter Aquaboni als regierende Königin anzunehmen ist.

Mannes, umstellte es und tötete alle Nanafue, die darin lebten. Seine Leute waren mit Gewehren bewaffnet und trugen das Kriegsschwert unter dem Arm. Man tötete auch alle, die man auf der Straße fand, wenn man wußte, daß es sich um Nanafue handelte. »Die Joure sind gut«, sagte man, »aber wenn ein anderer Mann einem die Frau wegnimmt, so muß man ihn töten.«

Als die Zweihundert die Dorfleute getötet hatten, kehrten sie zurück; aber nun kamen die Nanafue und es gab einen langen Krieg, der erst nach vielen Jahren beendet war, denn manchmal hörte man zwischendurch für ein bis zwei Jahre auf, fing dann aber von Neuem an. Der Friede kam schließlich folgendermaßen zustande.

Ein Joure namens Anaka hatte seine Eltern bei den Nanafue. Als diese starben, machten die Nanafue ein Totenfest für sie und er ging hin. Da fand er, daß die Nanafue keine schlechten Leute seien und nahm zum Zeichen dieser seiner Überzeugung ein Nanafue-Weib zur Frau und brachte sie zu den Joure. Die Frau bekam Kinder und da sagte man: »Nun sind wir verwandt, die Joure und die Nanafue, da kann man doch keinen Krieg mehr machen!«

Krieg der Ajau gegen die Guro

Erzählt in dem Ajaudorf Papuabo

Als man in dieses Land gekommen war und Diako gründete, fand man die Guro in der Nähe wohnen, dort beim Dorf Zenufla. Immer, wenn ein Ajau auf der Jagd in das Gebiet der Guro kam, schossen ihn diese mit dem Gewehr

tot. Nachdem dies viele Male so geschehen war, schickten die Ajau zwei Männer, Assama Kofi und Konkandri, zu den Guro, und baten sie um Verzeihung, daß man in ihr Land gegangen sei. Dann kehrten die beiden zurück und Guro und Ajau trafen sich auf einem großen Felsen zwischen Diako und Mamliki, einem Gurodorf, um ihren Streit zu schlichten. Die Guro setzten fest, daß man sieben Ochsen und sieben Sklaven, drei Frauen und vier Männer zahlen sollte. Man gab sie. Von diesem Tag an gehörte das Land den Ajau.

Später begannen die Guro einmal an einer anderen Stelle Krieg mit den Ajau. Da sagten die Ajau: »Wir haben dieses Land gekauft, ihr tut Unrecht!« Darauf baten die Guro um Verzeihung und zahlten einen Ochsen und eine Ziege an den Häuptling der Ajau, Bessebli¹.

¹ Großes Unglück brachten die sudanischen Kriegerhorden des Samory über das Baulevolk, als sie um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in ihr Land einfielen. Die Samory-Leute sperrten in einem Dorf alle Männer in eine Hütte und alle Frauen in eine andere und setzten diese dann in Brand. Noch heute singen sie ein Tanzlied davon, und wenn es angestimmt wird, wendet sich der Maskentänzer ab zum Zeichen der Trauer. Die Baule können aber mit Stolz an jene Zeiten denken, denn sie waren es, die damals dem Eroberungszug der Sudaner in diesem Lande Halt geboten.



n weit größerem Umfange als wir gebrauchen die Baule Sprichwörter, um die Sprache zu schmücken und zu pointieren.

Ihr Schatz an Sprichwörtern ist so unerschöpflich, daß sie ganze Unterhaltungen nur in solchen bildhaften Sätzen führen können; manchmal erfinden sie wohl auch ein Sprichwort während des Gespräches.

Als ich zum ersten Male einen würdigen alten Häuptling nach Sprichwörtern fragte, antwortete er mir: »Wenn man nicht schläft, träumt man nicht.« Damit wollte er sagen: wenn man (wie er und ich) nicht in einer Unterhaltung ist, so fallen einem keine Sprichwörter ein — und da hatte er mir schon das erste gegeben!

Dann sagte er: »Auch wenn die Gazelle ganz betrunken ist, so kennt sie doch noch die Spur des Leoparden.« Das sollte heißen: ich bin vielleicht nur ein armer, alter Neger in deinen Augen, aber so viel weiß ich doch, daß man dem Weißen mißtrauen muß, wenn er einen

nach etwas fragt — er war die Gazelle, ich der Leopard.

Ich redete ihm gut zu, erklärte ihm, daß wir eigens zu ihm gekommen seien, weil man uns überall erzählt habe, daß er in allen Baule-Dingen so gut Bescheid wisse. »Ja«, sagte er, immer noch mißtrauisch, »ein kleiner Mann kann einem keine Last auf den Kopf heben.« Das hieß: wenn die Leute des Dorfes ihn um etwas gebeten hätten, dann hätte er es jetzt bei der Hitze nicht getan, aber ich sei eben ein Weißer und könne ihm diese Last aufbürden.

Und obwohl er nun schon im besten Zug war, mir zu sagen, was ich haben wollte, erklärte er mir nochmals, wie unsinnig mein Verlangen sei. »Wenn man dir einen Leopard, ein Schaf und einen Yams-Knollen gibt, damit du sie nacheinander über einen Fluß trägst, was wirst du dannzuerst ans andere Ufer bringen?« (In jedem Falle wird am einen oder am anderen Ufer etwas aufgefressen, während man wegen der dritten Sache im Wasser ist. Es gibt eben Dinge, wie meine Wünsche, die unmöglich sind.)

Ich versprach ihm nun ein Geschenk. Darauf wurde er etwas freundlicher und sagte: »Wenn man eine Traglast auf den Kopf gehoben haben will und ein Trinkgeld für den, den man bittet, in der Hand hat, so bittet man zuerst, das Geschenk zu nehmen — und dann die Last aufzuheben, nicht umgekehrt.« Wenn ich Sprichwörter von ihm haben will, so soll ich ihm z u e r s t ein Geschenk geben, nicht nachher.

Er bekam also sein Geschenk und dankte mit folgendem Spruch: »Der kleine Bub kann nicht auf das Topfgestell hinaufreichen, aber der große Mann (mit seinen breiten Händen) nichts

aus einem engen Topf holen.« Einer braucht den anderen auf der Welt — ich i h n für die Sprichwörter, und er m i c h für das Geschenk. Nun schien es ihm wohl selbst, daß er etwas höflicher sein könnte, und er fügte hinzu: »Aber wenn ein Sklave Geld bekommen hat, ist er doch noch kein Häuptling.« Selbst wenn ein Neger vieles weiß, so ist er doch nicht das gleiche wie ein Weißer.

Und nun auf einmal lenkte er ein. Er sagte: »Oft geht es einem so: man will eine Antilope erlegen, sie entkommt und man ärgert sich; aber gar nicht selten ist es die gleiche Antilope, die einem später einen guten Braten liefert.« Ich war der Jäger und er die Antilope, die nun versprach, sich erlegen zu lassen.

»Ja, ja«, sagte er dann, »die Liedtexte kommen einem beim Tanzen.« Zu Anfang fielen ihm die Sprichwörter nur langsam ein, aber jetzt, bei Rede und Gegenrede, sprudelten sie aus seinem Gedächtnis hervor.

Ich bekam dann von ihm noch eine ganze Anzahl anderer Sprichwörter, die auf den folgenden Seiten veröffentlicht sind. Ich lobte ihn, und er sagte stolz: »Die feinsten Dinge und die ältesten Dinge — wer weiß, welches die besseren sind!« (Du bist zwar ein feiner Weißer, der schön angezogen ist und viele wertvolle Dinge besitzt, aber diese alten Weisheiten hast du doch noch nicht gekannt.)

Alle Sprichwörter drücken in Bildern aus, was sie sagen wollen. Die Bilder sind meist unmittelbar aus dem Leben genommen: »Von der Last, die du nicht trägst, weißt du nicht, wie schwer sie ist!«

»Wenn ein Stück Holz in einen Sumpf fällt, so wird es doch kein Krokodil.« (Wenn ein Mann

von armer Herkunft auch viel Geld verdient, so wird er deshalb doch kein Aristokrat.)

Wieder andere Sprichwörter sind nur dann verständlich, wenn sie im Zusammenhang mit einem Ereignis angeführt werden, auf das sie zutreffen. »Eine Riesenfledermaus macht keine Tollheiten im Wald« (denn sonst würde sie ihre Flughaut verletzen). Man sagt das zu Kindern, die sich einen Spaß daraus machen, alte Leute zu ärgern und meint damit: verderbt es nicht mit den Alten, denn in der Ratsversammlung führen sie das große Wort und können sich wohl rächen.

Oder: »Heute und morgen ist nicht das gleiche!« (Wenn einer von euch jetzt reich ist, so kann er doch morgen arm sein.)

Oder: »Wenn der Wind weht, rauscht ein dürrer Baum nicht« (ein armer Mann spricht nicht in der Dorfversammlung).

Viele Sprichwörter gebrauchen als Bild erdichtete, manchmal sogar unmögliche Verhältnisse und sind ohne Erklärung nicht zu verstehen.

»Wenn dein Kopf nicht da wäre, würde dein Knie deinen Hut tragen.« Man erklärte mir das so: ein alter Häuptling hat einen Sohn, der seinen Vater vertritt, und einen Sklaven. Kaum ist der Sohn (der Kopf) einmal fort, da maßt sich der Sklave (das Knie) Häuptlingsrechte (den Hut) an.

Schwer verständlich sind die zwei folgenden: »Wenn man sich in einem kleinen Wald versteckt hat, soll man nicht das Wort ‚kleiner Wald‘ gebrauchen, denn ein kleiner Wald hätte einen nicht verbergen können.« Vielleicht ist die Bedeutung etwa so: wenn einem ein Mann, den man bislang für einen Schwächling hielt,

unversehens geholfen hat, so soll man künftig mit mehr Achtung von ihm reden.

»Wenn man um eine Biegung des Weges geflohen ist, soll man nicht sagen, die Biegung habe einen versteckt, denn auf dem Wege hätte man einen in jedem Falle gefangen.« Vielleicht ist es so gemeint, daß der Fliehende hinter der Krümmung im Busch untergetaucht ist und diese nur dazu diente, seinem Verfolger zu verbergen, auf welcher Seite des Weges er in den Wald geschlüpft ist, während der eigentliche Retter der Wald war. Die Bedeutung wäre dann etwa die: »Man soll immer überlegen, wem man wirklich Dank schuldet.«

Ebenso ist die Bedeutung dieses Sprichworts mir nicht recht verständlich: »Man schaut nicht mit beiden Augen zugleich in eine Kürbisflasche.« Es kommt wohl unserem »Blinder Eifer schadet nur«, oder »Viele Köche verderben den Brei« nahe.

Der Sinn der Sprichwörter ist recht verschieden. Da sind die ermahnenden, ratgebenden: »Wenn man neun dumme Leute ausschickt, eine Sache für einen zu regeln, so muß man aufpassen, daß man nicht selbst der zehnte ist« (man wird sagen: der Absender muß noch dümmer sein, sonst wäre er selbst gekommen).

»Die linke Hand wäscht die rechte, die rechte die linke.«

Dann die weisen Lehren, die aus der Lebenserfahrung der alten Leute kommen! »Wer von einer Schlange gebissen worden ist, hat Angst vor einem Regenwurm.« (»Gebranntes Kind scheut das Feuer.«) Das Negerspruchwort ist hier dem unseren in der Pointierung und durch die launige Wendung entschieden überlegen.

Viele der Baule-Sprichwörter sind Zurechtweisungen, die durch den Gebrauch des Bildes besonders treffend wirken sollen.

»Wo keine Ochsen sind, ist die Spur der Schafe groß«, schrieb mein Boy Kuami an den Vater seiner Braut, als diese zu einem Weißen gelaufen war. Er, der Ochse, war fort, und schon wurden daheim die Schafe »großspurig« und meinten, nun seien sie die Herren und könnten tun was sie wollen.

Das Sprichwort gibt oft eine schlagfertige Antwort ab. Statt einer langen Standpredigt kann man da einen mit ein paar Worten abblitzen lassen, ohne daß er eine Antwort finden kann.

Zu Leuten, die etwas Angefangenes abrechnen und aufschieben wollen, sagt man: »Fortgehen und wiederkommen, das ist kein richtiges Palaver!« (Wenn einer mit einem anderen Palaver hat, so sollen sie sich gleich prügeln.)

Schließlich gibt es noch eine Art von Sprichwörtern, die nur den Zweck haben, irgend etwas durch bildhafte Ausdrucksweise hübsch zu sagen. Will man feststellen, wie verlassen ein Kind ist, das die Eltern verloren hat, so kann man sagen: »Vater und Mutter der Gole-Gazelle hat man getötet, und nun schlägt jemand das kleine Tier und es weint. Gole, warum weinst du? Du hast ja keinen Vater und keine Mutter mehr, also ist niemand da, der dein Weinen hört.«

FABELN

Es gibt kleine Fabeln, die durch ihre moralische Pointe wirken sollen, ähnlich wie manche Sprichwörter, und die auch wie diese während des Gesprächs erzählt werden, wenn sie nicht zu lange dazu sind.

So sagt man zu Großtuern: »Der Specht Bobobogbo sagte zu den andern Spechten: ‚Ihr könnt mit eurem Schnabel alle nicht gut hacken. Wartet mal, wenn meine Mutter stirbt, werde ich sie in einem Baumstamm begraben.‘ Als dann aber seine Mutter starb, war gerade sein Schnabel geschwollen und er konnte überhaupt nicht hacken.«

»Ein Kind sah einmal Bananen an einer Palme, konnte aber nicht hinaufreichen. Es ging zu einem Mann und bat ihn, ihm die Bananen zu holen. Aber der tat es nicht. Bald darauf fiel die Orakel-Maus dieses Mannes in einen Topf mit engem Hals und er konnte sie mit seinen großen Händen nicht herausholen. Er ging zu dem Kind und bat es, das für ihn zu tun. Das Kind aber sagte Nein. Und alle Leute lachten ihn aus.«

»Drei Menschenfresser zogen einmal aus und fanden einen Palmbaum mit Früchten. Der erste nahm seine Hand und schlug damit den Baum ab, der zweite aß die Früchte und der dritte verdaute sie und mußte dafür austreten gehen. Sie erzählten es vielerorts, und alle Menschen wunderten sich und fragten: ‚Wie ist das nur möglich?‘ Schließlich ging man zu Gott und erzählte ihm die Geschichte. Und der liebe Gott sagte: ‚Ihr seid eben alle drei Lügner‘.«

»Es war einmal eine Spinnenfamilie. Der Vater sagte eines Tages: ‚Heute will ich nichts essen.‘ Die übrigen Familienmitglieder meinten, dann würden sie eben allein essen. Der Vater hatte sich aber in einem Loch Honig versteckt und wollte diesen für sich genießen. So machte er es mehrere Tage lang und ließ Frau und Kinder alleine essen. Jemand von der Familie entdeckte es aber, und als der Vater eines Tages fort war, nahm man den Honig, verbarg ihn an einer andern Stelle und legte stattdessen Rotholz hin. Der Vater fuhr fort, so zu tun, als ob er mit der Familie böse sei und nichts essen wolle, kehrte aber in Wirklichkeit zu seinem Loch zurück und wollte Honig schlecken. Er fraß, bekam ein ganz rotes Gesicht und spie das bittere Holz aus. Darauf stellten sich die anderen um ihn und lachten ihn aus. Man sagt: ‚Der Vater darf nichts Gutes vor seinen Kindern verstecken.‘«

RÄTSEL

Sehr eigentümlich sind die Rätsel, die die Baule einander aufgeben. Rätsel im eigentlichen Sinne sind es nicht, sondern Scherzfragen, denn der Gefragte kann die Frage gar nicht beantworten; der »Erfolg« ist auf seiten des Fragers, der den Befragten durch eine befremdende Lösung überrascht. Man kann die Rätsel am besten vergleichen mit unsern Scherzfragen: »Kennen Sie den Unterschied zwischen . . .«,

oder »Was ist das ? Es ist grün, steigt auf Bäume und . . .«

Bei einer Art von Rätseln enthält die Frage ein Gleichnis der Lösung: »Was ist ein Haus mit vielen Gewehren darin?« Lösung: Die Frucht der Borassus-Palme mit ihren vielen Kernen.

»Ich habe einen schwarzen Faden hinter dem Sumpf?« Lösung: Ein Zug von schwarzen Ameisen.

»Gott hatte zwei Gefangene gekauft: einen Guro und einen Sudanen. Der Sudane konnte die Sprache des Guro sprechen und der Guro konnte die des Sudanen sprechen. Was bedeutet das?« Lösung: Der Reis wächst hoch über dem Boden, und trotzdem findet man immer Sandkörner im Reisbrei; der Yams dagegen wächst in der Erde, und doch findet man niemals Sand in einer Yamsspeise.

»Ich habe ein angebranntes Stück Yams hinter dem Sumpf?« Lösung: Wenn man durch den Sumpf gegangen ist, hat man schwarze Füße.

»Ich kenne einen hübschen jungen Mann hinter dem Termitenhügel?« Lösung: Der Alosa, jener kleine Baum, der fast nur in der Nähe von Termitenhügeln zu finden ist.

»Man hat zwei Gefangene im gleichen Hof, aber einer kann den andern nicht sehen?« Lösung: Die Ohren.

Noch eigentümlicher sind folgende Rätsel, bei denen zwischen Frage und Antwort nicht mehr der geringste Zusammenhang besteht. Die Frage ist nur ein Kennwort, und nur wer dieses weiß, vermag die richtige Antwort zu geben, die stets ein Sprichwort ist. So heißt es

zum Beispiel auf die Frage »Nekle, nekle, nekle?« »Eine schwangere Frau kann nicht auf einen Baum steigen.« Man muß sich eine kleine Versammlung von Burschen und Mädchen vorstellen, einer ruft den andern mit Namen und bittet alle andern zu schweigen, auch wenn sie etwa die Lösung kennen sollten. Nun sagt der Frager: »Nekle, nekle, nekle?« Kennt der Angeredete die Lösung, so antwortet er damit, wenn nicht, so sagt er: »Hier ist ein Ochse für dich — sag es mir!« Und der Frager teilt ihm die Lösung mit.

Auf die Frage »Godo, godo, godo?« heißt es: »Die Usani-Antilope, die besonders lange und auseinanderstehende Hörner hat, kann nicht in ein Loch schlüpfen.«

Frage: »Kruira kruirama!« Antwort: »Wenn das trockene Dach auch brennt, so brennt doch die Wand nicht« (sie ist aus Lehm).

»Kleklekle je mokre?« »Wenn man den Yams neu gepflanzt hat, findet man keinen Weg« (wegen der vielen Hügelchen).

Auf die Frage »Talie talie?« gibt es verschiedene Antworten, die sich offenbar alle mit dem menschlichen Körper befassen.

1. »Auch ein kleiner Mund hat viele Zähne.«
2. »Wenn die Haut aus Därmen wäre, so könnte man darunter die Därme sehen.«

Die Musikinstrumente

Ein Baulelied berichtet: »Gott Niamye ging einmal seine Frau besuchen, die in einem anderen Dorfe wohnte. Er wollte noch am gleichen Tag zurückkehren, aber er versäumte die rechte Zeit

und mußte über Nacht bleiben. Da sagte er den Eingeborenen, er wolle tanzen und ließ nach seinen Angaben eine Laute machen. Bis dahin hatte man keine Lauten gekannt, und also hat Niamye selbst diese erfunden.«

Das wichtigste Musikinstrument ist die Trommel, die man in fast einem Dutzend verschiedener Ausführungen kennt. Außerdem hat man die erwähnte Laute, Querpfeifen, die Panflöte, Hohleisen, auf die mit einem Holzhämmerchen geklopft wird, riesige Büffelhörner und kleine Elfenbeinhörner. Sie alle werden im Zusammenspiel eines Orchesters gebraucht, hauptsächlich für die Tänze. Orchestermusik ohne Tanz gibt es bei verschiedenen kultischen Veranstaltungen.

ÜBERSICHT

EINLEITUNG	5
MYTHEN, TIERGESCHICHTEN, ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN	
Wie Gott die Welt erschuf und wie die Baule auf die Erde kamen	13
Als die Gliedmaßen noch selbständige Lebewesen waren	21
Wie der Mond an den Himmel kam, und warum heute der Arm tun muß, was der Mund befiehlt	21
Der Tausendfuß	24
Geschichten aus der Zeit der ersten Men- schen und Tiere	25
Niamye und das Froschkind	25
Die verwandelte Tabakspfeife	27
Warum die Menschen heute keine Wunder mehr vollbringen können	28
Weshalb die Menschen und Tiere sterben müssen	30
Warum man heute die Toten nicht mehr aufwecken kann	31
Von dem getreuen Mann und der unge- treuen Frau	33
Von dem guten Jäger und seiner bösen Frau	35
Es gibt immer Palaver, wenn ein Mann zwei Frauen hat	36
Die dankbaren Tiere	37
Der Jäger und sein Vogelfreund	39
Wie es zum heutigen Aussehen und zu den Gewohnheiten der Tiere kam	41
Wer war wohl zuerst auf der Erde: die Ameise, der Frosch oder das Chamä- leon?	41

Warum das Chamäleon seine Farbe wech- seln kann	42
Die Stinkratte	43
Die Wespentaille	44
Die zusammengewachsenen Zwillinge	46
Der Taubenruf	47
Weshalb die Fledermaus sich kopfunter an die Bäume hängt	48
Warum die Hühnerbussarde immer die Kücken stehlen	49
Weshalb die Leoparden Gazellen fressen	50
Wie die Frösche den Tod kennen lernten	52
Wie der Krebs eine Schale bekam	53
Woher das Schwein seinen Rüssel hat	55
Warum die Ratte und der Hund sich nicht leiden können	56
Weshalb die Hunde immer zu den Affen hinaufklaffen	58
Der Botumbo-Affe	60
Weshalb viele Tiere von den Menschen fortgewandert und in den Busch gezogen sind	61
Weshalb der Schimpanse nicht mehr bei den Menschen lebt	61
Weshalb es heute wilde und zahme Hunde gibt	62
Weshalb es heute zahme und wilde Hunde gibt (Zweite Fassung)	63
Wie die Spinne den Leoparden in den Busch jagte	63
Spinnengeschichten	66
Woher die Spinnengeschichten kommen	66
Wie die Spinne den Leoparden überlistete	70
Wie die Spinne fast verbrannt wäre	72
Wie die Spinne über ihre eigene List stol- perte	73
Der gestohlene Name	76
Eine lange Geschichte von der Spinne und dem Chamäleon	78

Wie die Ratte einmal schlauer als die Spinne war	83
Wie die Spinne der Eidechse ihre Schulden mit einem Loch bezahlte	85
Warum die Spinne kein eigenes Haus mehr hat	86
Die Spinnenfrisur	87
Wie die Spinne von ihrer eigenen Frau überlistet wurde	89
Der Spinnen-Sohn	91
Die Spinne und die Wahrheit	92
Noch eine Geschichte vom Chamäleon und der Spinne	93
Eine List muß man richtig anwenden	95
Wie die Spinne die Hyäne drankriegte	98
... und wie die Hyäne die Spinne überlistete	99
Die Geschichten von der Hyäne	101
Wie die Ziege der Hyäne die Wahrheit sagte	101
Die Hyäne und ihre drei Freunde	102
Wie diese und jene Gewohnheit entstanden ist	105
Die sieben Söhne, die ihren toten Vater suchten	105
Die Toten-Matte	107
Das Koboldskleid	107
Warum man immer auf die Kobolde hören soll	109
Wenn jemand um Verzeihung bittet, soll man ihm vergeben	110
Die traurige Geschichte von dem Mann, der die Stimmen der Tiere verstand	112
Warum man die Leoparden mit Klimpern anlocken kann	115
Die Geschichten vom klugen Kind	117
Das Menschenkind, das die wilden Tiere in den Busch jagte	117

Das Wunderkind	119
Wie von allen Menschen der kleinste am klügsten war	121
Liebesgeschichten	124
Von den zwei Verlobten, die sich auf ihre Klugheit prüften	124
Das Märchen von Kofi und Maii	127

DIE STAMMESGESCHICHTE

Einleitung	137
Die Stammesgeschichte der Baule	139
Die Auswanderung	139
Die Sage von der Ansiedlung der Baule	141
Besiedlung des Landes vor Ankunft der Baule	150
Sagen aus der Regierungszeit der Königin Aura Poku	155
Kriege	157
Baule gegen Baule	159
Aura Poku Krieg gegen die Fafue	159
Wie Aura Poku gegen die Nanafue kämpfte	160
Uarebo gegen Goli	161
Krieg der Joure gegen die Nanafue	162
Krieg der Ajau gegen die Guro	163

SPRICHWÖRTER — FABELN —

RÄTSEL	165
Die Musikinstrumente	174

» DAS GESICHT DER VÖLKER «

- Eckardt, Prof. Dr. Andre: **Unter dem Odongbaum.** Koreanische Sagen, Märchen und Fabeln
- Eckardt, Prof. Dr. Andre: **Die Ginsengwurzel.** Koreanische Volkserzählungen. Während eines 20jährigen Aufenthalts in Korea aufgenommen
- Himmelheber, Dr. Dr. Hans: **Aura Poku.** Mythen, Märchen und Sagen — Fabeln und Rätsel von der Elfenbeinküste. Auf einer völkerkundlichen Forschungsreise aufgenommen
- Himmelheber, Dr. Dr. Hans: **Der gefrorene Pfad.** Mythen und Märchen — Legenden und Ahnengeschichten der Eskimo. Auf einer völkerkundlichen Forschungsreise in Südwestalaska und auf der Insel Nunivak aufgenommen
- Kähler, Dr. Hans: **Die Insel der schönen Si Melu.** Indonesische Dämonengeschichten, Märchen und Sagen. Während einer völkerkundlichen Forschungsreise aufgenommen
- Lambertz, Prof. Dr. Maximilian: **Die geflügelte Schwester.** Albanische Volksmärchen
- Nevermann, Prof. Dr. Hans: **Die Reiskugel.** Sagen und Göttergeschichten, Märchen, Fabeln und Schwänke aus Vietnam
- ***
- Belinskij, Wissarion: **Volkheit und Volk in Dichtung und Philosophie** — vergriffen
- Korolenko, Wladimir: **Als die Bandura sang . . .** — vergriffen
- Schischkow, Wjatscheslaw: **Land im Regenbogen** — vergriffen
- Tscheckow, Anton: **Die Steppe.** Zwei ukrainische Erzählungen
- Turgenev, Iwan: **Jermolai und die schöne Müllerin** — vergriffen
- Verga, Giovanni: **Trockenes Brot.** Sizilianische Geschichten — jeder Band Halbl. 3,80 —
- In Vorbereitung**
- Hermanns-Bombay, Prof. Dr. Matthias: **Der Gletscherlöwe.** Tibetische Volkserzählungen. Auf einer völkerkundlichen Forschungsreise in Tibet aufgenommen
- Huppertz, Dr. Johanna: **Indianermärchen der Maya**
- Kohl-Larsen, Prof. Dr. Ludwig: **Mythen und Märchen der Tindiga**
- Mühlhausen, Prof. Dr. Ludwig: **Irische Zaubermärchen**
- Nevermann, Prof. Dr. Hans: **Märchen aus Kambodscha**
- ***
- Eftallotis, Arjyrios: **Die Olivensammlerin.** Griechische Erzählungen
- Gogol, Nikolai: **Der Geistervogel**
- Patursson, Sverre: **Abal und die Möven.** Färöische Geschichten

ERICH RÖTH-VERLAG/EISENACH

Begegnung mit den Menschen anderer Völker zu vermitteln, ist die Aufgabe der Sammlung »Das Gesicht der Völker«. Aus dem Schaffen der Dichter, Schriftsteller und Denker der Gegenwart und noch zeitnahen jüngsten Vergangenheit und aus der Volksdichtung wählt die Sammlung, was die Besonderheit der betreffenden Völker erkennen läßt, und was Achtung vor dieser anderen Art zu wecken vermag.

Aus dem Verständnis für die Vielfalt der Wesensformen und aus der Achtung vor dem Anderssein möge dann die Erkenntnis erwachsen, daß hinter allen Eigen-Arten das Gemeinsame alles Menschlichen zu suchen ist. Die Sammlung ist nach Kulturkreisen gegliedert. In etwa dreißig Reihen wird die Dichtung aller Völker in kennzeichnender Auswahl dargeboten.

ERICH RÖTH-VERLAG/EISENACH



A